

2. Jahrgang. • Heft 11. • Februar 1904.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—,
Einzelnhefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O. S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5899.

Oberschlesisches Volkstum in der Literatur.¹⁾

Von

Wilhelm Kammer, Breslau.

Eine ungemein fleißige Schriftstellerin, der wahrscheinlich beim Schreiben die Blätter sehr rasch — wohl viel zu rasch von der Hand fliegen, ist Valeska Gräfin Bethusy-Huc. Sie schreibt bekanntlich unter dem Namen Moritz v. Reichenbach, versteckt aber ihren wirklichen Namen schon lange nicht mehr, sondern setzt ihn in Klammern hinter ihr Pseudonym. Viele ihrer Erzählungen spielen sich auf dem Boden ihrer ober-schlesischen Heimat ab. Eine ist darunter, die den Titel führt: „Der Roman eines Bauernjungen“. Sie erschien als Doppelband in der Reclam'schen Universal-Bibliothek. Die Geschichte beginnt „auf halber Höhe des Hügels, den der Wallfahrtsort Marienberg krönt. Dort ist der Bauernjunge geboren. Das Marienberg, von dem hier die Rede ist, liegt in Oberschlesien, und wenn wir uns nicht täuschen, heißt es in

¹⁾ Nachdem im VII. Heft dieses Jahrgangs in einem Aufsatz desselben Titels die Schriften Philo's vom Walde gewürdigt worden sind, versucht der Verfasser heute, den Arbeiten der Gräfin Bethusy-Huc vom volkskundlichen Standpunkte aus gerecht zu werden.
— Die Redaktion.

Wirklichkeit „Annaberg“. Aber man kann sich leicht irren. Ohne Zweifel jedoch hat die Verfasserin auf dem Annaberge ihre Studien zu dem Romane gemacht. Wir haben es also mit einem Romane zu tun, der in Oberschlesien beginnt und dessen Held ein Oberschlesier ist. Wenn wir uns nun auf die Wanderung machen durch das dichterische Schöpfungsreich, das auf den Werderuf der Frau Gräfin Bethusy-Huc hin entstanden ist, so dürfen wir hoffen, in dem Romane des Bauernjungen eine besonders reiche Befriedigung unseres Forscherdranges zu finden. Schauen wir zu, was für Ausblicke auf unser oberschlesisches Volkstum wir gewinnen!

Im ersten Kapitel lernen wir den reichen Peter Czermak kennen — den Wallfahrtsbauern. Er ist eine hochinteressante, meisterhaft treu nach dem Leben gezeichnete Figur. Ein stierdummer, aufgeblasener Proß, der mit seinem Reichtume prahlt, bei gewissen Gelegenheiten jedoch so tut, als ob er sich mühselig um das liebe bischen Brot schinden müsse. Weil er den Proßen stark herauskehrt, wird er von den Bauern und den Wallfahrern viel umschmeichelt, viel bewundert, und jeder rechnet es sich zu großer Ehre an, freundschaftlich zu plaudern mit dem reichen Czermak. Hier zeigt sich mit aller Deutlichkeit einer der häßlichsten Fehler des slavischen Blutes: die Unterwürfigkeit, das untertänige Ducken vor hochnässigen Gesellen, vor dem Reichtum und vor der Macht. Wir haben es hier wohl mit einem Erbe zu tun, das uns aus den Jahrhunderten der Leibeigenschaft hinterblieben ist. Die Bekanntschaft des Herrn Peter Czermak machen wir im Wirtshause, das sich ebenfalls auf halber Höhe des Wallfahrtsberges befindet. Seine Frau ist mit der Prozeßion oben. „Das ist genug für die Kirche.“ Er kann also mit gutem Gewissen beim Biere sitzen. Peter Czermak ist schlechter Laune, brummig, verschlossen. Der Wirt möchte ihn gern freundlich sehen, und in schlauer Verschlagenheit beginnt er zu schmeicheln. Er lobt den Hut des Gastes, einen feinen Filzhut, der wenig zu dem Bauernrocke paßt.

„Ja, so einen kann sich nicht jeder antun; da muß man schon der reiche Czermak sein.“

Da huscht zum ersten Male ein Lächeln über das braune glattrasierte Bauerngesicht.

„Na, es geht ja noch, Gott sei Dank . . .“

Gegen seine Frau ist Czermak herrisch und brutal. Als sie aus der Kirche kommt, wundert sie sich, ihn vor dem Wirtshause zu treffen, und sie fragt: „Ja, warum bist Du denn nicht zu Hause geblieben? Ich denke — —“

Czermak unterbricht sie grob. „Du hast nichts zu denken! Tu, was ich sage!“

Bald darauf erscheint der Pfarrer, und sogleich nimmt unser Prok eine erbärmlich demütige Haltung an. Den Herrn Pfarrer muß er schon aus Geschäftsrücksichten respektieren; denn Peter, der während der Wallfahrtszeiten einen lukrativen Handel mit allerlei ländlichen Erzeugnissen betreibt, verdient sein vieles Geld durch die Wallfahrer, und er muß sich daher recht fromm und kirchlich zeigen. Mißmutig, die Grüße der anderen kaum beachtend, steigt er den Berg hinab. „Für ihn war die Sonne eine gute Einrichtung zum Reifen des Getreides und Trocknen des Heues, und um dieser ihrer guten Eigenschaften willen verzieh er es ihr, wenn sie einmal zu warm auf seinen dicken Schädel herabbrannte, wie eben jetzt.“

Eine der Eigenschaften dieses Romanes besteht darin, daß uns jede einzelne Nebenfigur viel mehr Interesse abringt, als die Hauptfigur, die uns der Titel des Buches als Bauernjungen bezeichnet. Franz Czernak, so heißt der Bauernjunge, ist der jüngste Bruder des Peter Czernak. Wir lernen ihn ziemlich oberflächlich als einen braven, strebsamen, ehrgeizigen, klugen und etwas dickköpfigen Menschen kennen, der ein Saugglück hat. Er sollte Pfarrer werden, springt aber der verwünschten Liebe wegen zum Entsetzen des Bruders und anderer Leute von der Theologie ab, wird Kaufmann und macht eine fabelhafte Karriere. Als steinreicher Mann treibt er sich lange Zeit in der Welt herum und bleibt während dieser ganzen Reisezeit dem Leser gleichgültig. Eine rege Anteilnahme an diesem Helden hat die Verfasserin nicht zu erwecken gewußt. Daß er ein Sohn Oberschlesiens ist, merkt man ihm nicht an; er könnte ebenso ein Rheinländer, oder ein Hesse sein. Dennoch haben wir es hier mit einem Buche zu tun, dem man in den meisten Kapiteln anmerkt, daß es auf obereschlesischem Boden entstanden ist. Man könnte es leicht als das beste Buch der Verfasserin bezeichnen, wenn die Handlung gegen das Ende hin nicht so sehr zerfahren wäre. Doch das geht uns nichts an; wir begnügen uns, unsere Forschungen fortzusetzen.

Franz Czernak kommt als angehendes kaufmännisches Genie in das Fabrikgeschäft des Herrn Burow. Wir schauen ihn dort bei seiner geistigen Entwicklung zu; doch viel mehr als seine Person beschäftigen die Verhältnisse, die wir in seiner Umgebung kennen lernen, unsern Geist. In der Schilderung dieser Verhältnisse ist Frau Gräfin Bethusy-Huc eine Meisterin. In mehreren ihrer Bücher erzählt sie uns von dem Riesenkampfe, den der obereschlesische Grundbesitz mit der Industrie zu bestehen hat, von dem erbitterten Ringen zwischen dem uralten Feudalismus und der jungen kaufmännischen Intelligenz. Auf Seite 43 des Buches lesen wir:

„Die Industrieanlagen von Dembowitz lagen mitten auf dem gleichnamigen Dominialterrain. Herr Burow hatte als junger Mann den Platz

erworben, der zum Teil aus schlecht kultiviertem Busch, zum Teil aus Feld, das wenig ertragreich war, bestand. Der Besitzer von Dembowitz, Herr von Karsten, hatte gerade die Leutnantsuniform abgelegt, um Dembowitz, das ihm durch Erbschaft zugefallen war, zu übernehmen. Die Verhältnisse waren ihm neu, er befand sich in Geldverlegenheit, da er das Gut ohne das nötige Betriebskapital übernommen hatte, und so war ihm der Handel mit dem schlechten Acker, für den Herr Burow ein gutes Gebot machte, erwünscht gekommen. Freilich, als Herr von Karsten sah, daß sein neuer Nachbar nicht bloß Kalkbrüche anlegte, um die gewonnenen Steine zu verkaufen, sondern daß er selbst einen Kalkofen neben den andern baute, daß nach und nach eine neue Ortschaft um die Kalkbrüche herum entstand, da hätte er gern den ganzen Verkauf rückgängig gemacht. Doch Herr Burow lachte nur, als er ihm eines Tages wirklich ein Rückkaufsgebot machte, und setzte neben seine Kalköfen auch eine große Zementfabrik. Herr von Karsten, dem die Arbeiter davon liefen, um sich von Herrn Burow anwerben zu lassen, sah sich nun genötigt, die Strafgefangenen aus der Kreisstadt, in der sich eine größere Gefangenenanstalt befand, für die Feldarbeiten zu verwenden, und je mehr Ärger er mit diesen ungeübten und meist widerwilligen Sträflingsarbeitern hatte, je mehr haßte er Herrn Burow und seine Unternehmungen. So kam es, daß die beiden Männer, deren Wohnsitze nur durch einen schmalen Waldstreifen getrennt waren, sich niemals sahen.“

„Der Kerl, der Burow“, sagte Herr von Karsten, wenn er von seinem Nachbar sprach, und „der verrückte Karsten“ wurde er von Herrn Burow genannt.“

Wir sehen, wie diese Intelligenz Sieg auf Sieg erstreitet und immer mehr Terrain gewinnt, während der Feudalismus in Stolz und Ehrenschritt für Schritt weichen muß und sich schließlich durch den Selbsterhaltungstrieb gezwungen sieht, seiner traditionellen Vornehmheit zuwider selber kaufmännische Spekulationen zu treiben.

Als wir den reich gewordenen Franz Czernak in Berlin wiederfinden und dort sehen, wie er von einem Prinzen und einem reichen Adelsmann als gleichberechtigtes Mitglied der Gesellschaft betrachtet wird, erfahren wir, daß er über seine armselige Herkunft philosophiert. Drüben in Amerika wäre es ihm selbstverständlich erschienen, daß bei der Wertung der Menschen Geburt und Abstammung nicht mitsprechen. Doch hier in der deutschen Gesellschaft stand es ihm wieder klar und mit unangenehmer Deutlichkeit vor der Seele, daß er als oberschlesisch-polnischer Bauernjunge geboren war, in der traditionellen Unterordnung unter die Herren, die dem Oberschlesier slavischer Abkunft nun einmal im Blute liegt. Er hatte diese Tradition

überwachsen; er sagte sich, daß sie seiner unwürdig sei und daß er jetzt frei davon wäre. Und dennoch hob es ihn vor sich selbst, daß ein Graf und ein Prinz ihm die Hand gedrückt hatten. Er ist also auf seinen Weltfahrten und durch reiche Erfahrungen zu einer Selbsterkenntnis gelangt, die ihm auch Klarheit geschafft hat über den traurigsten Fehler seiner ober-schlesisch-slavischen Natur. Wohl glaubt er, daß er den Fehler überwunden und die Tradition überwachsen habe, doch er irrt sich, wie wir sehen. Gerade die vornehmen Bekanntschaften erscheinen ihm bei seinen ersten Auftreten in der Berliner Gesellschaft besonders wertvoll.

Mit sicherem Griffel und warmem Herzen schildert uns die Verfasserin Land und Leute ihrer Heimat. Aus der Fülle dieser Schilderungen seien einige charakteristische Stellen angeführt.

Auf Seite 10 sehen wir eine Anzahl polnischer Wallfahrer vor Peter Czermaks Hause.

„Vor dem grauen Bretttertor standen ein paar Männer und Frauen, andere kamen aus dem Hause zurück, Pflaumen, Butterbrote oder Gläser mit Milch tragend. Sofort nahmen Peter Czermaks Gedanken eine andere Richtung. „Seid willkommen im Lande!“ rief er den Fremden entgegen. „Habt Ihr noch nichts bekommen?“ Ein älterer Mann, der sechs weiße Leinenbänder mit verschiedenen roten Herzen und Heiligenbilder um den Hals trug, begrüßte Peter mit tiefer Verneigung.

„Wir haben bekommen, Pán Czermak, wir warten auf die andern. Seit sechs Jahren komme ich an Deinem Hofe vorbei, Pán Czermak, und finde, was ein armer Pilger braucht, und Du gibst es uns billiger als die Juden in der Stadt. Darum sollst Du gesegnet sein, Pán Czermak.“

„Ja, Du sollst gesegnet sein, Pán Czermak“, riefen die Umherstehenden, und die Frauen knickten dabei, wie sie vor den Heiligenbildern zu knicken pflegten, und die Männer hoben grüßend die Hüte.

Peter hatte für einen Augenblick allen Ärger vergessen.

„Laßt es Euch wohl sein bei mir, wir sind ja alle polnische Brüder“, sagte er.

Und wieder scholl es ihm entgegen: „Gesegnet sollst Du sein, weil Du uns Brüder nennst, die wir weit aus Rußland und Polen kommen zu der wundertätigen Maria.“ Die Begrüßung und Segnung durch die russischen Wallfahrer war einer von den großen Momenten in Peters Leben; nie fühlte er sich gehobener als diesen Fremden gegenüber, die den Ruhm seines Hofes bis weit über die Grenze in die russischen Steppen trugen. Während er mit den Leuten sprach — ein buntes Gemisch von wasserpölnisch, hochpölnisch und russisch — kam noch ein zweiter Zug von Wallfahrern von der Höhe herab.

„Willkommen im Lande!“ rief Peter ihnen entgegen, und „Schönen Dank, Bruder Pán Czernak!“ scholl es zurück. Ja, sie alle kannten ihn und seinen Hof. Peter lächelte zufrieden.“

Auf Seite 109 zeichnet uns die Verfasserin recht anschaulich und greifbar eine der alten Strohkathen, wie wir sie noch heute vielfach im oberschlesischen und mitunter auch in mittelschlesischen Dörfern finden.

„Sie fand die Witwe mit ihren drei Kindern in einem Kämmerchen untergebracht, das an eins der Dorfhäuschen angebaut war. Es war eines der ältesten Häuser, dessen Wände aus dicken, braunen Holzbalken bestanden, während das Strohdach von einem Moospelz überzogen war, von dem man aber jetzt unter der Schneedecke nichts sah. Von dem überhängenden Dach glitzerten lange Eiszapfen herab, die weit bis über die hermetisch verschlossenen Fenster reichten, und an der Rückseite des Häuschens befand sich die „Isba“. Nur die ganz alten Häuser zeigen noch diesen Ausbau, dessen Lehm- und Fachwerkwände dem Hauptgebäude angeklebt sind wie ein Schwalbennest, und der früher für die älteste, heiratsfähige Tochter des Hausbesizers hergestellt wurde, um sie und ihre nach und nach sich ansammelnde Aussteuer aufzunehmen. Jetzt ist diese Sitte längst verschwunden, und die „Isba“ dient als Vorratskammer für Kartoffeln und Kraut, oder wird an arme Mieter abgegeben. In dem Raume, der durch ein einziges kleines, schief in der Lehmwand sitzendes Fensterchen erhellt wurde, stand eine Bettstelle, zwischen deren wenigen Federbetten und einigem Stroh drei Kinderköpfe hervorlugten, als Lyddy eintrat. An der Wand stand eine buntbemalte Truhe, aus deren offenem Deckel ein Wust von bunten Kattunröcken hervorquoll; neben einem winzigen Herde, in dem kein Feuer brannte, und auf dem einzigen Stuhl, den die „Isba“ aufzuweisen hatte, standen einige schadhafte Schüsseln und Töpfe, die man allenfalls als Kochgeschirr ansprechen konnte.“

Man sieht: die gräfliche Schloßherrin von Deschowitz weiß gut Bescheid in den elenden Behausungen der Armut.

In einem der letzten Kapitel erkrankt und stirbt der Gruschka — ein schlechter, verschmitzter Kerl, der auf seinen Abenteuerfahrten von Oberschlesien nach Berlin verschlagen worden ist. Er findet sich bei einem Landsmanne und Freunde, nämlich beim Kutscher des reich gewordenen oberschlesischen Bauernjungen, ein und legt sich im Pferdestall nieder. Der Herr befiehlt, daß der arme franke Mensch in ein Krankenhaus gebracht werde; Gruschka jedoch und sein Freund, der Kutscher, sträuben sich dagegen und bitten inständig um Zurücknahme des Befehls. Sie sind ja beide aus Dembowitz in Oberschlesien — und in Dembowitz haben alle den Glauben, daß, wer erst ins Krankenhaus komme, auch sterben müsse. Der Herr gab

nach, und Gruschka blieb im Pferdestalle. Ein Arzt war überflüssig; denn der Kutscher besaß ein Mittel, das bei jeder Krankheit unfehlbar half. Es half allerdings nur geborenen Dembowitzern. Als er aus der Heimat schied, hatte ihm seine Mutter ein Säckchen mit Dembowitzer Erde mitgegeben. Wenn er beim Militär oder später im Kutscherdienste einmal krank wurde, brauchte er sich nur ein paar Stunden lang auf die im Säckchen befindliche Heimaterde zu legen, und da war er immer schnell gesund. „Ich weiß ja“, spricht er, „die Leute möchten darüber lachen; aber — gut ist's doch . . .“ Gruschka lag die ganze Nacht hindurch auf Dembowitzer Erde; ihm aber half sie nicht — aus unerklärlichen Gründen. Er mußte sterben.“

Wenden wir uns einem anderen Buche zu.

Der Roman „Wanderndes Volk“ von Valeska Gräfin Bethusy-Huc führt den Untertitel „Ein schlesischer Adelsroman“. Die Verfasserin hätte sagen können „Ein ober-schlesischer Adelsroman“; das wäre genauer gewesen. Der Titel und der Untertitel sind verheißungsvoll. Mit hochgespannten Erwartungen beginnen wir unsere Streiferei durch die Kapitel des Buches. Zwar gelangen wir in Regionen, in denen Höhenluft weht, und dort kann, wie sich vermuten läßt, ein echtes, ursprüngliches Volkstum nicht gedeihen. Doch wir dürfen hoffen, daß sich von oben herab so mancher gute Blick in die Tiefen gewinnen läßt, in denen solches Volkstum daheim ist. Leider erleben wir eine Enttäuschung. Unzweifelhaft haben wir es mit einem bedeutenden Buche zu tun; doch was wir suchen, wird uns nur spärlich beschieden. Unter allen Geschichten der Verfasserin, die sich auf ober-schlesischem Boden ereignen, weiß uns diese Adelsgeschichte am wenigsten zu verkünden.

Frau Valeska Gräfin Bethusy-Huc hat sich eine gewaltige Aufgabe gestellt. Sie will offenbar dartun, daß sich der Landadel unter den heutigen Wirtschaftsverhältnissen und sozialen Gährungen vor dem Niedergange nur schützen könne, wenn er in gewisser Hinsicht von seinen Traditionen abläßt, aus seinem engen Gesellschaftskreise in die freien Menschheitsgefülde heraustritt und jenen anderen Adel, den redliche Arbeit und ernste Betätigung künstlerischer Begabung verleihen, als gleichwertig anerkennt. Sie will, wenn wir uns nicht irren, dartun, daß redliches Schaffen, gleichviel welcher Art es sei, den Menschen, und somit auch die Mitglieder eines hohen Erbades unter keinen Umständen schände. Sie will zeigen, daß es töricht, albern, unverständlich und schädlich sei, einen Standesgenossen, der aus Mangel an Moneten den vornehmen feudalen Gutsherrn nicht zu spielen vermag, gewissermaßen als entartet zu betrachten, sobald er weder die Offiziers- noch die Beamtenkarriere einschlägt, vielmehr einen Beruf ergreift, der als spießbürgerlich gilt. Im Simplicissimus erschien ein Bild, auf dem eine abend-

liche Gesellschaft zu sehen war. Die Wirtin des Hauses plauderte angelegentlich mit einem Herrn, der den meisten Mitgliedern der Gesellschaft unbekannt war. Sie fragten, wer er sei, worauf ihnen der Name einer literarischen GröÙe genannt wurde. Ärgerlich und naserümpfend äußerte darauf ein Herr: „Schauderhaft emanzipierte Dame, diese Gräfin! Die wird nächstens noch ihren Friseur einladen . . .“ Diese bissige Satire mag nicht unberechtigt gewesen sein. Daß sich unter dem Landadel noch viele Elemente befinden, die von dem Geiste, den der Spötter hier verhöhnzte, beseelt sind, ist deutlich aus dem Buche der Gräfin Bethusy-Huc zu ersehen. Wer die Schriften dieser Dame kennt, weiß, daß sie treu nach dem Leben zeichnet. Manchmal stört ein verzerter und unglücklicher Zeichenstrich, und oft fehlt die liebevolle und sorgsame Ausgestaltung des Bildes; in der Hauptsache bleibt sie jedoch immer wahr, so daß man stets das Empfinden hat, man müsse ihren Modellen schon oft im Leben begegnet sein. Wir dürfen uns auf ihre Figurenzeichnung unbedingt verlassen. Keine von allen den Adelsfamilien, die etwa auf die Vermutung geraten könnten, daß sie unbewußt der Dichterin als Modell gedient haben, kann den Vorwurf erheben, daß der Adel zu ungünstig gezeichnet sei. Im Gegenteil! Wir begegnen in diesem Adelsbuche zumeist honetten Leuten. Alle zusammen besitzen sie jedoch den Grundfehler, daß ihnen das rechte Verständnis fehlt für den Geist der neuen Zeit. Sie sind ein bißchen rückständig. Das kommt von der Abgeschlossenheit innerhalb ihrer Kaste her. Einige von ihnen werden von der Not in die Lehre genommen, und schließlich stellt sich heraus, daß diese Lehrmeisterin und Erzieherin gar nicht so furchtbar und grausam ist, als sie anfänglich aussieht. Sie führt ihre Zöglinge zwar durch eine harte Schule — durch die Schule des Entbehrens und der strengen Arbeit, doch sobald sie das Examen bestanden haben, sind sie glückliche Menschen. Dem blauen Blute wohnen keine anderen Triebkräfte inne, als dem roten Bürgerblute. Im Grunde genommen sind die Menschen auf den Höhen und in den Tiefen einander gleich. Überall regieren die gleichen Triebe, die gleichen Leidenschaften, die gleichen Naturgebote. Was die vornehmen Gestalten des Bethusy-Huc'schen Romans von den bäuerlichen und bürgerlichen Bewohnern Oberschlesiens unterscheidet, ist nur äußerlicher Schliff — das Ergebnis einer besseren Erziehung. Alle anderen Unterschiede sind so gering, daß sie nicht in Betracht kommen können. Wir haben es in dem Buche mit echten, heimatfrohen Kindern unseres ober-schlesischen Landes zu tun, und insofern trägt der Roman ober-schlesisches Gepräge. Er liefert uns in seinen Grundzügen ein mächtiges Kulturbild. Die Verfasserin hat darauf verzichtet, dieses Bild mit dem Kleinpinsel sorgfältig und liebevoll auszugestalten; sie begnügte sich, das Gemälde in großen Zügen flüchtig zu

skizzieren. So ist ein großartiges Bild entstanden, dem aber leider die stillen intimen Reize und der Zauber berückender Farbenabtönungen fehlt. Die Handlung wird hauptsächlich durch Dialoge vorwärts getrieben; für Schilderungen und für die Zeichnung fesselnder Kleinepisoden hatte die Verfasserin weder Zeit noch Raum übrig. Hin und wieder lacht uns aus dem weiten Rahmen des großmächtigen Kulturgemäldes ein artiges und hübsches Bild aus dem Volksleben an. So zum Beispiel im zweiten Kapitel:

An einem klaren Sommertage treffen auf einem feldwege zwischen hohem Korn vier Mädchen zusammen. Zwei davon sind Dörflerinnen im Sonntagsputz, die beiden anderen Komtessen vom Schloß. Eine der Komtessen stellt der Freundin die Dörflerinnen vor: „Das ist die Hanka und die Sefla Wolzilk, weißt Du, Jutta, als Kinder haben wir mit ihnen Oster-eier gesucht.“

„Ja, freilich, ja freilich“, sagt Jutta, „die Hanka und die Sefla, und so im Staat! Heut ist doch nicht feiertag?“

„Freilich nicht“, sagt Hanka, „aber wir wollten dem gnädigen Fräulein Ade sagen. Wir fahren morgen auf Arbeit nach Sachsen.“

„Was, Ihr auch? . . .“ Das Schloßfräulein ist bestürzt. Es denkt an seinen Papa, der sich ärgert, wenn seine Leute fortgehen, und der doch so gut zu den Leuten ist. Die beiden Dorfmädchen sehen einander in sichtlicher Verlegenheit an; dann faßt die Sefla sich ein Herz und spricht: „Ja, wir würden auch gern bleiben, aber es geht nicht, und sie gehen doch jetzt alle nach Sachsen.“

„Aber, Mädchen, was die andern tun, geht Euch nichts an“, ruft die Komtesse, in Eifer geratend. „Denkt doch, wie Ihr bei uns auf dem Hofe aufgewachsen seid.“

Die Hanka sieht ein, daß sie ein Unrecht tut. Zur Entschuldigung führt sie an, daß sie und ihre Schwester schon voriges Jahr mitgehen sollten, aber aus Anhänglichkeit dageblieben seien; nun aber könnten sie es nicht mehr aushalten. Seit die Mutter tot sei, trinke der Vater und arbeite nicht mehr; er gehe bloß mit der Kuh und den Ziegen aufs Feld zum Hüten, habe die Flasche mit, komme betrunken nach Hause und schelte und schlage dann. Die Stiefmutter gehe auch nicht auf Arbeit, weil sie die kleinen Kinder habe. So seien sie, die beiden Mädchen, die einzigen Geldverdiener, und von diesem Verdienst könnten sie sich nicht einmal eine Schürze oder ein paar Schuhe kaufen. Die Schwester fügt hinzu: „Wenn's das gnädige Fräulein machen könnte, daß der Vater nicht so grob wäre und ihnen alles Geld wegnehme, so würden sie dableiben. Der Vater lasse sich jedoch keine Vorschriften machen, und so müßten sie fort.“

Da ist wirklich nichts zu machen. Die beiden Schloßfräulein müssen zugeben, daß die Schwestern recht haben. — „Aber fürchtet Ihr Euch denn nicht, so ganz allein in die Fremde zu gehen?“ fragt Jutta.

„Ach, unsereiner tut keiner was. Bei uns ist nichts zu haben“, erwidert Hanka mit Mutterwitz. „Wir sind noch nie mit der Bahn gefahren, da freuen wir uns, daß wir jetzt so weit kommen, wenn es auch zehn Mark kostet. Das muß ja der Agent bezahlen, der uns gemietet hat.“

Die Unterhaltung wird in polnischer Sprache geführt. Als letztes Argument führen die Schloßfräulein an, daß in Sachsen doch kein Mensch polnisch verstehe. Da erröten die beiden Dörfserinnen und rücken mit der Sprache heraus, daß sie schon ein bißchen deutsch könnten. Sie haben also im Hinblick auf ihre bevorstehende Wanderung heimlich Sprachwissenschaft getrieben. Den Fräulein bleibt nichts übrig, als ihren dörflichen Jugendspielinnen gute Fahrt zu wünschen, worauf Hanka und Sefla ihnen die Hände küssen.

„Und haltet Euch wenigstens brav, daß Ihr uns hier keine Schande macht“, ruft ihnen eine der jungen Dame nach.

„Ja, ja, gnädiges Fräulein; gelobt sei Jesus Christus!“ klingt's vom Feldwege zurück.

Nach dieser allerliebsten Scene geraten die Fräulein in eine traurige Stimmung. Sie empfinden etwas wie Neid, weil die beiden Arbeiterinnen so ohne weiteres fortkönnen. Auch in ihnen lebt der Drang, der Enge und der Beschränktheit zu entinnen, frei und fröhlich hinaus in die Welt zu dringen und etwas zu schauen und zu erleben. Von den lauen Wellen des Windes getragen, klingt ein langgezogener Pfiff zu ihnen herüber, und fern, jenseits der Kartoffelfelder, zieht eine dunkle Rauchwolke über den blauen Himmel hin. „Ein Bahnzug“, sagt Jutta; „da geht er hin, so nahe erreichbar, und könnte einen wo hinführen, wo es besser und schöner wäre, als zu Hause . . .“ Aber sie muß daheim bleiben. So lange drei Schwestern zu Hause sind und der Bruder zu seinem Studium so viel braucht, reicht es höchstens zu einer Badereise oder zu einer Wallfahrt nach Breslau. Die Freundin ist anders geartet als Jutta. Auch sie möchte reisen, wenn sie nur alles mitnehmen könnte, was sie lieb hat — jeden Baum, den ganzen Garten, das Schloß dazu, das Dorf, das ganze oberschlesische Heimatland.

Schade, daß das Buch an derartigen reizenden Bildern, die sich zwischen Dorf und Schloß abspielen, recht arm ist . . .

An der Terrasse des Kasino von Monte Carlo treffen zwei Oberschlesier zusammen. Der eine ist ein Graf, der andere ein Kutscher. Dieser grüßt im Vorbeifahren mit einem: „Unterthänigst guten Tag, Herr Graf!“ Der

Graf sieht ihn erstaunt nach, weil ihn der Gruß an die Sprechweise der Deutsch-Polen in Oberschlesien erinnert. Bei einer späteren Gelegenheit tritt der Kutscher an den Grafen heran und sagt in polnischer Sprache, er sei der Sohn des Ziegelmeisters Wiezorek, der Florian, der im Garten beim Herrn Grafen gearbeitet habe.

„Was Teufel, der Florian Wiezorek sind Sie? Der Schlingel, der bei Nacht und Nebel davongelaufen ist aus meiner Arbeit?“

Wiezorek entschuldigt sich. Er habe es nicht mehr aushalten können; der Gärtner sei zu böse gewesen. Damals seien grade Arbeiter gesucht worden beim Oderkanal, da sei er hinabgelaufen. Er habe wirklich nichts dafür gekonnt.

„Ja, das sagt Ihr Kerls immer, wenn Ihr Dummheiten gemacht habt. Daran erkenne ich meine Oberschlesier“, ruft der Graf . . . Die Begegnung macht ihm Spaß, und er läßt sich erzählen, wie Florian vom Oderkanal nach Monte Carlo gekommen sei. Das ist eine recht interessante Geschichte, die Zeugnis gibt vom Wanderdrange der Oberschlesier, von ihrer Art und ihrem Wesen und von ihrem Anpassungsvermögen. Nach Beendigung des Kanalbaues war ein Trupp polnischer Arbeiter für einen westdeutschen Bahnbau engagiert worden. Von dort waren sie nach Belgien gekommen, ebenfalls zu einem Bahnbau. Sie hatten im fremden Lande wie eine Familie zusammengehalten. Da waren in dem Distrikt, in dem sie arbeiteten, Arbeiterunruhen ausgebrochen „und weil doch — erzählt Florian dem Grafen — alle Arbeiter Brüder sind, da haben wir eines Sonntags auch mit den andern geschrien und sind in den Wirtshäusern zusammengewesen . . . und Montags sind wir aus der Arbeit fortgeblieben, denn da war ein großer Krawall, und sie wollten das Haus von dem einen Direktor stürmen. Und ich bin mitgelaufen und die andern auch, denn das Militär hatte schon auf die Arbeiter geschossen, und da sagten sie alle, das dürften wir uns nicht gefallen lassen.“ Der Florian erlebte bei diesem Krawall ein seltsames Abenteuer. Ein Knabe kam auf einem Pony geritten, und die Leute schlugen auf den Knaben und den Pony. Dem Florian vergingen in dem Tumult beinahe die Sinne. Er rannte auf den Knaben zu, und als er grade mit ihm vor der Treppe eines Hauses anlangte, schoß das Militär und er fiel hin, und der Knabe lag unter ihm. „Nachher weiß ich nichts mehr. Aber wie ich wieder zu mir kam, da habe ich in einer Stube gelegen, und die Frau Lejeune hat an meinem Bett gefessen und hat meine Hand gehalten, und die Tränen sind ihr über die Backen gelaufen. Und nachher haben Sie mir gesagt, daß ich den Jungen gerettet hätte und daß die Lejeune's mir ewig dankbar dafür sein würden . . .“ Er erzählt noch weiter von seinen Lebensschicksalen. Der

Graf schüttelt lächelnd den Kopf. Wieder erkennt er seinen Oberschlesier, der in eine revolutionäre Bewegung verwickelt, aus dem Strudel als Diener einer Herrschaft hervorgegangen ist, als solcher offenbar seine besten Eigenschaften entwickelt und sich wohl fühlt.

Auf Seite 191 und den folgenden Seiten sehen wir, wie ein ergrauter Landedelmann seinen bösen Ärger mit den Dominialarbeitern hat. Der Micho Taschel war da, der Sohn des alten Dominalstellmachers, und wollte Urlaub erbitten, einer Hochzeit wegen, die er gern mitgemacht hätte. Der alte Herr, dem diese Mitteilung gemacht wird, erzählt dies in zorniger Aufregung seiner Tochter: „Jetzt, wo das Getreide eingefahren und Schober gesetzt werden sollen, verlangt der Bengel Urlaub. Die Arbeit drängt, übermorgen ist schon wieder feiertag; aber das ist den Leuten alles egal. Und der ist nun hier im Hofe aufgewachsen; von Kindheit an habe ich ihn unter Augen gehabt und habe ihm und seinen Eltern manches zu Gefallen getan. Natürlich habe ich ihm den Urlaub abgeschlagen; aber weißt Du, was der Bengel da sagt, — dann würde er morgen doch fortbleiben! Ich mußte an mich halten, daß ich ihn nicht hinter die Ohren geschlagen habe für die Unverschämtheit. Aber so einen wohlthätigen Jagdhieb zur rechten Zeit darf man sich ja nicht mehr gestatten. Also habe ich den Micho sofort entlassen. Mehr als zwanzig Jahre steht sein Vater in meinem Dienst! So was greift einen!“

„In früheren Zeiten war's doch besser. Heutzutage haben die Leute viel zu viel Freiheit.“ Der alte Herr fährt immer wieder mit dem Taschentuch über seine heiße Stirn. „Es ist eine Widerwilligkeit heut unter den Leuten, daß man an ihnen irre werden könnte. Die Hochzeit im Dorf macht sie alle verrückt, und die Arbeit kommt nicht vorwärts, wenn man nicht Dampf dahinter macht. Aber ich habe es ihnen gesagt: die Schober müssen fertig werden und wenn wir bis in die Nacht hineinarbeiten.“

Dieser adlige Gutsherr von der alten Sorte war bestrebt, den Leuten bei der Arbeit als Vorbild zu dienen, und er arbeitete rüstiger, als der rüstigste Knecht. Während der heißesten Arbeit fand er den ewigen Frieden. Ein Schlaganfall tötete ihn, und er brauchte sich nicht länger zu ärgern über unbotmäßiges und faules Volk.

Über das Verhältnis des Adels zum Bürgertume und des Bürgertums zum Adel macht Graf Hardy in einem Briefe die folgende, recht bezeichnende Bemerkung: „Heut hat mir einer rund herausgesagt: für einen Grafen hätte ich eine merkwürdig schnelle und scharfe Auffassung. Ich fragte, ob er unsereins von vornherein für idiotisch hielte; da konnte er einen humoristischen Dreh für die Sache nicht finden und wurde verlegen. . . . Ich komme immer mehr dahinter, daß das Vorurteil gegen

unserer bei diesen Leuten größer ist, als bei uns gegen sie. Warum macht man sich nur gegenseitig die Welt so klein, indem man sich überall solche Vorurteilsbarrieren vorzieht?"

Im vorletzten Kapitel des Romans begegnen wir wieder dem Kutscher Wiezorek. Frau Lejeune hat ihm aus Dankbarkeit ein Kapitälchen vermacht; er ist nach Sachsen gegangen, hat dort ein Gasthaus gekauft und will eine Jugendfreundin, die er vorläufig als Schleußerin engagiert hat, als Wirtin heimführen. Eines Tages kommt er mit seiner Braut zum Grafen Hasso und will ein Gasthaus pachten, das der Graf in Oberschlesien besitzt. Der Graf fragt ihn, ob es ihm in Sachsen nicht gefalle; da nimmt die Braut das Wort und sagt: „Das Sachsen ist ja ganz gut für ein Mädel zum arbeiten, aber zum heiraten, da gehöre ich schon nach Oberschlesien und der Florian auch“.

Graf Hasso verpachtet ihnen das Gasthaus. „Da kommen sie“, spricht er zum Grafen Hardy, „nun zurück zu derselben Scholle, von der sie ihre Wanderung begonnen haben. Ich habe ein Herz für meine Oberschlesier, für die es nirgends so schön ist als zu Hause.“

Ein Herz für ihre Oberschlesier hat auch Frau Gräfin Bethusy-Huc. Die Liebe zu ihrem Heimatlande und dessen Bewohnern spricht aus den meisten ihrer Bücher — am deutlichsten aus den oberschlesischen Dorfgeschichten, die wir später einmal auf ihre volkstümlichen Werte prüfen werden.

Karl Godulla.

Von

Meta Janitzek.¹⁾

Die Cholera hatte am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder einmal Oberschlesien heimgesucht.

Sie war auch nach Makoschau bei Gleiwitz gekommen und hatte einen Knaben von neun Jahren zur elternlosen Waise gemacht. Der Vater war Dominiararbeiter und so arm gewesen, daß der geringe Hausrat verkauft werden mußte, um die Begräbniskosten zu

¹⁾ Der Großvater der Verfasserin mütterlicherseits, Karl Friedrich Reißlandt, war von 1821 bis zu Godullas Tode dessen Rentmeister. Er reiste, als Godulla 1848 vor der Cholera flüchtete, mit diesem nach Breslau und war mit einer von denen, die das Testament Godullas unterzeichneten.

bestreiten. Die ärmliche Kleidung auf dem Leibe und sein Bündelchen Wäsche in der Hand, zog der Knabe, für den nicht einmal ein Vormund bestellt worden war, aus seinem Geburtsorte und von Dominium zu Dominium. Bettelnd und nach seinen geringen Kräften Dienste leistend, schlug er sich bis Toſt durch, wo er eines Abends ankam und ohne Wissen des Besitzers im Pferdestalle eines Gasthofes übernachtete.

Den nächsten Morgen ging er den Knechten beim Putzen der Pferde an die Hand, holte Wasser, fehrte den Stall und zeigte sich zu kleinen Diensten so anstellig, daß der Wirt, nachdem er seine Geschichte erfahren, beschloß, den Kleinen zu behalten.

In kurzer Zeit hatte er sich durch seinen fleiß, seine Bescheidenheit und aufgewecktes Wesen die Liebe des ganzen Hauses erworben. Nicht nur dem Besitzer, auch seinen Leuten war er bald unentbehrlich geworden, und wo es einen Auftrag gab, wußte ihn keiner so gut auszurichten, als der kleine Godulla.

Ein Jahr war er bereits in Toſt, da kam eines Tages Graf Balleſtrem-Castellengo auf Plawniowitz dahin und stieg in dem erwähnten Gasthofe ab. Es war ein Regentag; der Graf hatte Besorgungen in der Stadt gehabt und sich seine Fußbekleidung schmutzig gemacht, die er gereinigt zu haben wünschte. Da der Kutscher mit dem Anspannen der Pferde zu tun hatte und der Hausknecht krank war, bekam der kleine Godulla die Arbeit übertragen, deren er sich so gut entledigte, daß der Graf ihm ein kleines Geldgeschenk gab und ihm einige freundliche Worte sagte. Der Gastwirt kam dazu und auch ihm wurde die Anerkennung zu teil, daß seine Leute, auch die jüngsten, Tüchtiges leisteten. Er dankte und erzählte, auf welche Weise der Knabe zu ihm gekommen, wie gewandt und flug er sei, und es schade wäre, wenn derselbe nichts Bessres würde als nur ein Knecht. „Ich“, fuhr er fort, „kann nichts für ihn tun, wenn aber der Herr Graf sich einen Gotteslohn erwerben wollen, dann nehmen Sie sich der armen Waise an.“ Herzensgut wie Graf Balleſtrem war, bedachte er sich keinen Moment. Der Kleine mußte sein Bündel schnüren und gleich mitkommen.

In Plawniowitz war es das erste, daß er zur Schule kam. Wie er zu allem Eifer, Luſt und Liebe zeigte, so war es auch mit dem Lernen. Der Lehrer konnte ihn nicht genug loben und kam nach Jahr und Tag zum Herrn Grafen mit der Bitte, den kleinen Godulla aus seiner Schule zu nehmen, da er bei ihm nichts mehr lernen könne. „Der Junge weiß so viel wie ich, besonders im Rechnen ist er so außerordentlich begabt, daß er die schwierigen Aufgaben spielend löst“, lobte ihn der Lehrer, „wenn er auf eine bessere Schule kommt, wird er ohne Zweifel Hervorragendes leisten.“

Der gnädige Herr möge ihn auf ein Gymnasium schicken, er wolle sich gern dafür verbürgen, daß der Kleine es durchfliegen und in ein paar Jahren ein glänzendes Abiturium machen werde.

Der Graf freute sich, als er seinen Schützling so loben hörte, und beschloß, ihn weiter ausbilden zu lassen.

Auf ein Gymnasium schickte er Godulla nicht, aber er ließ ihn an dem Unterricht teilnehmen, den der Hauslehrer, ein in allen Wissenschaften gebildeter Theologe, seinen eigenen Kindern gab. Auch hier zeigte sich Godulla hoch begabt und so außerordentlich fleißig, daß er oft den jungen Grafen, seinen Mitschülern, als nachahmenswertes Beispiel hingestellt wurde.

Er erhielt im Schloß sein eignes Zimmer, und gar manche Nacht sah man das Licht bis gegen Morgen bei ihm brennen, und als der Hauslehrer, um die Gesundheit seines Zöglings besorgt, ihm die Lampe wegnahm, studierte er beim Feuerschein des Ofens oder bei hellem Mondschein.

Solch' eiserner Fleiß mußte ihn vorwärts bringen. Als er mit 14 Jahren in der katholischen Religion konfirmiert wurde, war er schon ein sehr gebildeter Mensch.

Jetzt hielt es Graf Ballestrem an der Zeit, ihn einen praktischen Lebensberuf ergreifen zu lassen, da des Kostenpunktes wegen ein ferneres Studium ausgeschlossen war. Er wurde gefragt, was er werden wolle.

„Jäger, gnädigster Herr!“ war die Antwort. Graf Ballestrem hatte in seinem Besitz ausgedehnte Wälder; auf eine der benachbarten Forstereien kam ein Jahr später der Knabe, um sich im Forstdienst praktisch auszubilden.

Oberschlesien, welches zu jener Zeit zum Teil noch große Waldungen bedeckten, hatte damals eine geringe Bevölkerung. Die Bildung der Leute stand auf sehr niedriger Stufe und Unreinlichkeit und Dieberei herrschten vor.

Die Bauern der benachbarten Ortschaften waren gewohnt, ihren Bedarf an Brennholz aus den gräflichen Forsten zu entnehmen. Sie fuhren einfach in den Wald und schlugen Holz zur Deckung ihres ganzen Bedarfes. Nach ihrer Logik durften sie das, arbeiteten sie doch für den Herrn, folglich konnten sie auch sein Holz nehmen.

Die Forstbeamten hatten dies bisher stillschweigend geduldet, Godulla's Rechtsgefühl sträubte sich aber dagegen. „Was Ihr arbeitet, bekommt Ihr bezahlt; wenn Ihr Holz aus dem Walde nehmt, ist's Diebstahl. Ich werde Euch anzeigen und vom Gericht bestrafen lassen“, sagte er den ersten, die er wieder ertappte. Anfangs wurde er verlacht, dann versuchten die Bauern ihn zu bestechen, auch die Forstbeamten warnten ihn. Es war aber alles vergebens.

In Kurzem hatte er 32 Bauern angezeigt; die Untersuchung ergab die Richtigkeit der Anklage, und sämtliche Beschuldigten wurden zu kürzeren oder längeren Freiheitsstrafen verurteilt.

Dies hatte für ihn schlimme Folgen.

Die erbitterten Bauern schworen ihm Rache, und als erst einige aus dem Gefängnisse heraus waren, fanden eines Sonntagmorgens zur Kirche gehende Landleute den jungen Forstgehilfen, mit den Füßen an einem Baume hängend und aus vielen Wunden blutend, besinnungslos im Walde. Da man in ihm den Schützling des Grafen erkannte, wurde er nach Cost gebracht und Graf Ballestrem schleunigst benachrichtigt. Er kam sofort, und Tränen füllten seine Augen, als er den beklagenswerten Zustand des pflichtgetreuen Jünglings sah. Die Arme und das linke Bein waren gebrochen, und dreiundzwanzig theils größere, theils kleinere Wunden bedeckten den Körper. Als der herbeigerufene Arzt seine Untersuchung beendet hatte, schüttelte er den Kopf, und die Frage des Grafen, ob Godulla genesen werde, wagte er nicht zu beantworten. Zu lange hatte der Ärmste im Walde gehangen und zuviel Blut verloren. Doch die kräftige Natur im Verein mit der sorgsamsten Pflege retteten ihm das Leben dennoch. Er erhob sich nach monatelangem Krankenlager als geheilt, aber er blieb lahm und mußte den linken Arm zeitlebens in der Binde tragen. Zum Forstdienst war er untauglich geworden.

„Was willst Du nun werden?“

Zum zweiten Male stellte ihm sein Wohltäter diese Frage.

Diesmal wagte sie Godulla nicht zu beantworten, was sollte er, der Krüppel, beginnen?

Aber der gute Graf hatte längst erwogen, was für ihn das Beste sein möchte. Er ließ ihn die Landwirtschaft erlernen, und Godulla kam zu diesem Zweck zu einem der gräflichen Inspektoren nach Biskupitz. Auch in dieser Stellung errang er sich durch seinen Fleiß, seine Umsicht und Sparsamkeit die Liebe und Achtung seiner Vorgesetzten.

Mittlerweile hatte Karl Godulla das zwanzigste Jahr überschritten, und der Graf beschloß, ihm Gelegenheit zur selbständigen Betätigung der von ihm erworbenen Kenntnisse als Ökonom zu geben, indem er ihm ein kleines Restgut bei Ruda zu eigener Bewirtschaftung übertrug.

Das Gut war zuerst von gräflichen Beamten verwaltet worden, hatte aber keine Erträge geliefert, wurde dann verpachtet, aber auch die Pächter waren auf keinen grünen Zweig gekommen, und jeder hatte es schimpfend verlassen. Jetzt lag es brach und ganz verwahrlost da, nur ein alter Schaffer hauste noch dort, damit es nicht gänzlich verfiere und eine Zufluchtsstätte für die allenthalben auftauchenden Räuberbanden wurde.

Wenn es einer wieder in die Höhe bringen konnte, so war es Godulla mit seinem mächtigen Erwerbssinn, der selbst das Kleinste nicht verschmähte, wenn es ihm Nutzen bringen konnte. Es zeigte sich auch, daß er der richtige Mann gewesen, und der Versuch fiel über alles Erwarten glücklich aus.

Er ließ zuerst sämtliche Wirtschaftsgebäude reparieren und in Stand setzen, gutes, junges Vieh ankaufen und sorgte für tüchtige Dienstleute, die er zur größten Ordnung und Reinlichkeit anhielt, und bald prangte das Gütchen in musterhafter Ordnung. Für die Bodenkultur sorgte er, indem er nach englischem System mit Knochenmehl düngte und die Kleefelder gipsen ließ. Er unternahm Versuche zur Rapskultur mit der in Schlesien noch wenig bekannten Drillmaschine und erzielte damit so überraschende Resultate, daß der Graf seine helle Freude daran hatte.

So oft er von den Magnaten der Umgegend Besuche erhielt, führte er sie nach seines Schützlings „Mustergut“, und jeder äußerte seine Anerkennung über den Fleiß und Scharfsinn des jungen Ökonomen.

Nicht weit von dem Gütchen lag eine mächtige Halde Zinkschlacke. Die Arbeiter der Ballestrem'schen Zinkhütten hatten seit vielen Jahren das totgebrannte Erz dort aufgefahren.

Bei einem Besuche des Grafen fragte Godulla, ob er ihm die Halde verkaufen wolle. „Verkaufen nicht, aber schenken will ich sie Dir, mein Sohn“, entgegnete lächelnd der Graf. „Geschenkt will ich den Berg nicht haben, ich bitte den gnädigsten Herrn, mir den Preis zu nennen.“

„Aber ich zahle Dir noch etwas dazu, wenn Du mir die Halde fort-schaffst, sie versperret mir nur Weg und Aussicht.“

„Entschuldigen Sie, gnädigster Herr Graf, darauf kann ich nicht ein-gehen, ich will kein Geschenk, sondern ein reelles Kaufgeschäft machen“, sprach Godulla respektvoll aber fest.

„Was willst Du eigentlich mit dem wertlosen Zeug machen“, forschte neugierig der Graf, „vielleicht Deine Wege reparieren?“

„Das ist mein Geheimnis, gnädigster Herr“, lautete die Antwort, „sagen Sie mir nur, wieviel ich dafür zahlen soll.“

Da Godulla darauf bestand, ließ sich der Graf endlich bewegen und verkaufte ihm den Berg für 500 Reichstaler, sagte ihm aber auch zugleich, daß Godulla nach seiner Meinung das Geld fortgeworfen, und versprach ihm, wenn es ihm später reuen sollte, das Geschäft rückgängig zu machen.

Aber Godulla wußte genau, was er tat. Er wußte auch, weshalb er, trotz der ihn beherrschenden Liebe zum Gelde, den Berg nicht geschenkt haben wollte, — denn er hatte hinreichende Rechtskenntnisse, um zu fürchten, dies Geschenk könnte möglicherweise später widerrufen werden.

Zu jener Zeit wurden in Oberschlesien die Zinkblende und der Galmei noch in ganz primitiver Weise verhüttet. Man schüttete die Roherze auf offenes Kohlenfeuer und ließ sie so lange rösten, bis das geschmolzene Zink oder Eisen heraustropfte. Ein großer Teil des wertvollen Metalls blieb in den Schlacken zurück und wurde fortgeworfen. Nun hatte Godulla von einem neuen belgischen Verfahren gehört, nach welchem man nicht mehr Flammenöfen zum Rösten des Zinks verwendete, sondern die Zinkblende in tönernen Röhren, „Muffeln“ genannt, geschmolzen wurde. Godulla nahm Gelder auf und ließ einen solchen Muffelofen in veränderter Konstruktion bauen, und im Jahre 1809 trat dieser erste „schlesische Zinkofen“ auf der Wessolahütte in Betrieb.¹⁾ Hier verhüttete er die gekaufte Halde und erzielte an dem Verkauf des also gewonnenen Zinks einen Erlös von 80 000 Talern.

Für dieses Geld kaufte er das Rittergut Orzegow. Sein kundiger Blick hatte ihn erraten lassen, welche Schätze die Erde dort barg. Er ließ alsbald dort auf Kohle schürfen, und als er seine Vermutung bestätigt fand, erbaute er die Bergwerke Orzegow und Paulus, welche die mächtigsten Kohlenflöze, deren Ausbeute heut noch hunderttausende abwirft, erschlossen.

Er kaufte das Rittergut Bobrek und entdeckte Lager unterirdischer Zinkerze von riesiger Ausdehnung. Und nun begann er großartige Zinkhütten zu errichten, erbaute die Godulla- und Bobrek-Hütte, erwarb noch die Rittergüter Schomberg und Bujakow und stieg zu Ansehen und Reichtum so hoch, wie vor ihm es noch keiner in Oberschlesien gebracht hatte.

Auf seinen Werken führte er das englische Truffsystern ein, d. h., er zahlte seinen Arbeitern den verdienten Lohn nicht in barem Gelde, sondern in Waren als: Lebensmittel, Stoffe, Seife u. s. w. Obgleich man ihm nachsagte, daß er die Waren im Großen billig einkaufe und sie bei schlechter Qualität seinen Leuten zu verhältnismäßig hohen Preisen aufdränge, lebte bei ihm der Arbeiter doch behaglich, denn er hatte alles, was er zu seiner Notdurft brauchte. Godulla kannte seine Landsleute, er wußte, daß er ihnen kein Geld in die Hand geben durfte, weil jeder verdiente Groschen alsbald in Schnaps umgesetzt wurde und der Schankwirt sich wohl bereicherte, die Familie aber darbt.

Jetzt war er schon ein vielfacher Millionär, aber für seine Person immer noch der fleißige Mann, der sich nie auf andere verließ, sondern stets selbst nach dem Rechten sah. Obwohl er mehrere Schlösser besaß,

¹⁾ Diese Angaben der Verfasserin sind nicht zutreffend. Der Muffelofen in Wessola ist vor 1802 von Ruberg, dem ober-schlesischen Faust, der die Zinkindustrie Oberschlesiens begründet hat, angelegt worden, wo er nach einer durch ihn selbst erfundenen Methode alte Zinkschlacke verwertete. — Die Redaktion.

wohnte er doch vorzugsweise in seinem einfachen Hause in Ruda und bediente sich, wenn er seine Werke besuchte, selten oder nie eines Wagens.

Obwohl er für seine Person so einfach lebte, war er doch nicht frei von Ehrgeiz, und so suchte er die Aufmerksamkeit der Regierung, wo er nur konnte, auf sich zu ziehen.

So sandte er z. B. in den dreißiger Jahren, als die neuen Eintalerscheine ausgegeben wurden, eine Million in Silber an die Staatsschuldenkasse nach Berlin und ließ sich dafür eine Million Kassenscheine kommen. Allein König Friedrich Wilhelm III. nahm nie Notiz von ihm, und sein Sohn und Nachfolger König Friedrich Wilhelm IV. bewies ihm sein Mißfallen in ganz unverkennbarer Weise.

Als im Jahre 1846 die erste Eisenbahn in Schlesien von Breslau bis Myslowitz fertiggestellt war, bereiste auch König Friedrich Wilhelm IV. die Strecke. Er wurde in allen Städten festlich begrüßt und auch Godulla hatte sich zu des Königs Empfang vorbereitet. Auf seine Kosten hatten Breslauer Tapezierer den Bahnhof Morgenroth auf das prachtvollste dekoriert, auf seinen Werken war feiertag geboten worden, und die Arbeiter hatten im Sonntagsgewand längs des Bahnhofs Spalier bilden müssen. Er selbst hatte mit den Behörden und seinen Beamten Aufstellung auf dem Perron genommen; dennoch fuhr der Extrazug, der den König brachte, ohne anzuhalten vorüber.

Es ist schon gesagt worden, auf wie niedriger Kulturstufe der gemeine Mann zu jener Zeit in Oberschlesien stand. Lesen und Schreiben hatte selten einer gelernt, der Schulzwang bestand damals noch nicht, und der Arbeiter schickte seine Kinder lieber auf irgend einen Erwerb als zur Schule. Oberschlesien besaß zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nur Magnaten, Seigneurs und — Sklaven. Auf der einen Seite Industrie, wirkliche Millionenherrschaft und Champagner, auf der anderen Aberglaube, Knechtsinn und der Schnaps. Die Mittellinien erstanden erst, als in späteren Dezennien Oberschlesiens unterirdische Schätze en masse ausgebeutet wurden.

Es kann daher nicht befremden, wenn man hört, daß das niedere Volk einen ganzen Sagenkreis um die Person Godulla's wob, der durch sein verschlossenes, finsternes Wesen, das er unverändert zur Schau trug, noch genährt wurde. Jedenfalls verschaffte sein ernster Blick, der hinkende Gang, der in der Binde getragene Arm ihm in den Augen der leichtgläubigen Menge den Ruf, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe.

Man hatte ihn als blutarme Waise gekannt, man wußte, daß er nur Forstgehilfe gewesen u. s. w.; daß er nun aber ein reicher Mann geworden war, der Güter, Gruben und Hütten besaß und eine Armee von Arbeitern

und Beamten kommandierte, — das ging über das Fassungsvermögen der Menge, das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Dem Godulla brachte sicher der Teufel das Geld.

Der beschränkte Sinn des armen ober-schlesischen Arbeiters konnte es nicht fassen, daß man mit Fleiß und Sparsamkeit Vermögen erwerben könne. Selbst gebildete Kreise schrieben es in jenen jungfräulichen Zeiten, in welchen die industrielle Weltbedeutung Oberschlesiens erst zu keimen begann, dem Umstand, daß Geld verdienen konnte, wer Geld besaß und es in richtiger Weise anzulegen verstand, mehr dem Glücke, als den Fähigkeiten des Betreffenden zu.

In den Augen des zum Aberglauben geneigten Volkes war Godulla zum Zauberer geworden, der einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hatte. Bald fanden sich mehrere, die gesehen haben wollten, wie der Böse mit Pferdehuf und Schweif, beladen mit einem mächtigen Sack voll harter Taler in seinem Haus zu Ruda zum Schornstein hineingefahren war. So kam es, daß niemand es wagte, ihn zu bestehlen, oder gar seine Person anzutasten, daß er oft in finsterner Nacht durch die Waldungen gehen konnte, ohne jemals behelligt zu werden. Der gemeine Mann machte lieber einen Umweg, um ihm nicht zu begegnen, und wenn er ihm ja nicht mehr ausweichen konnte, schlug er im Vorbeigehen ein Kreuz und betete still sein Vaterunser, um vor Anfechtung gesichert zu sein.

Godulla blieb unvermählt und besaß keine gesetzlichen Pflichterben. Die Frage, wer dereinst seine Millionen erben solle, beschäftigte daher viele Menschen.

So schrieb der Rudaer Erzpriester an das Breslauer Domkapitel, man solle im Interesse des religiösen und wohlthätigen Zweckes versuchen, das Vermögen für die katholische Kirche zu retten, und das Domkapitel verständigte hiervon sowohl den Ordensgeneral des Jesuiten-Kapitels als auch den Papst.

Seitdem empfing Godulla jedes Jahr an seinem Geburtstage eine Deputation aus Rom, die ihm die Glückwünsche des heiligen Vaters überbrachte, und obwohl er die Deputation stets stehen ließ, ohne sie eines Dankes zu würdigen, wiederholte sich dieser Vorgang doch alljährlich.¹⁾

Auch Graf Ballestrem hoffte, sein einstiger Schützling würde einen Teil seiner Millionen seinem Hause hinterlassen, und unstreitig hatte er auch wohl das größte Recht dazu, war er es doch gewesen, der ihn der Gefahr, in Niedrigkeit und Unwissenheit zu verkommen, entrißen hatte.

¹⁾ Auch diese Nachricht gehört wohl nur zu den Sagen, welche die Volksvorstellung um die eigenartige Persönlichkeit Godullas gesponnen hat. — Die Redaktion.

1845 hatte Godulla ein Ehepaar, namens Gryczyk, in seinen engeren Haushalt und in seine Dienste genommen. Dasselbe besaß ein Mädchen, Johanna genannt, ein Kind von seltener Anmut. Als Godulla dies kleine Wesen zum erstenmal sah, blieb er, überrascht von dessen Lieblichkeit, stehen und reichte ihm die Hand, vielleicht in der Erwartung, daß die Kleine wie alle Kinder schreiend vor seinem Anblick flüchten würde. Aber das Gegenteil geschah, das Kleinchen trippelte heran, reichte ihm das Händchen und beantwortete vertrauensvoll seine Fragen. Seitdem ging der strenge Hausherr, von dem seine Beamten erzählten, daß sie ihn — gleich Wallenstein — nie hätten lachen sehen, selten an dem Kinde vorüber, ohne mit ihm zu plaudern, ja er brachte ihm selbst kleine Geschenke mit, ließ es auf sein Zimmer kommen und bezeugte ihm auf jede Weise seine Zuneigung.

Als 1848 die Cholera abermals in Oberschlesien ausbrach, flüchtete Godulla, der die Seuche fürchtete, vor ihr nach Breslau und stieg im Gasthose zur „Goldenen Gans“ ab. Hier erkrankte er aber doch nach einer Woche tödlich.

Seinen Rechtsbeistand, den Justizrat Scheffler, beauftragte er mit der Abfassung eines Testaments. Nach einer Stunde war es gemacht. Godulla bedachte darin seine Verwandten, oberschlesische Bauersleute, mit je 20 000 Talern, seine sämtlichen Beamten und Dienstleute mit größeren und kleineren Summen, zur Universalerbin aber setzte er seinen kleinen Liebling, Johanna Gryczyk, ein und vermachte ihr ein Vermögen von 14 Millionen Talern.

Die Kleine blieb bis zu ihrem achten Lebensjahre bei ihren Eltern, kam dann in das Breslauer Hedwigsstift, wo sie eine ihrem Reichtum angemessene Erziehung erhielt.

An ihrem achtzehnten Geburtstage wurde sie durch königliche Gnade unter dem Namen Johanna Gryczyk von Schomburg-Godulla in den erblichen Adelstand versetzt und heiratete kurz darauf den königlichen Kammerherrn Grafen Hans Ulrich von Schaffgotsch auf Koppitz, Kreis Grottkau.

Godulla ruht auf dem St. Adalberts-Kirchhof zu Breslau. Seinem Wunsche gemäß fand ein höchst einfaches Begräbnis mit geringer Beteiligung statt. Ebenso deckt seinem Wunsche gemäß eine nur einfache Steinplatte sein Grab, ein schmuckloses Kreuz erhebt sich darüber. Keine Blume schmückt seinen Hügel, kein blühender Strauch sproßt aus der Gruft; einsam wie er durch das Leben gegangen, ragt auch der ungeschmückte Hügel kahl aus den Reihen der ringsum blühenden Gräber hervor.

Beiträge zur Geschichte der Pfarreien im Archipresbyterat Gleiwitz.

Von

Dr. Johannes Chrząszczycki, Peiskretscham.

IV.

Zustand der Pfarochie im 18. Jahrhundert. Zahlreicher Adel.
Die damaligen Pfarrer und Grundbesitzer.

Aus dem Jahre 1719 besitzen wir im Diöcesanenarchiv zu Breslau ein Visitationsprotokoll, das noch ausführlicher ist als die bereits erwähnten Visitationsprotokolle vom Jahre 1679, 1687 und 1697. Die sogenannte „Ewige Lampe“ brannte damals nur während des Gottesdienstes an den Sonn- und Feiertagen, während sie jetzt beständig brennt. Es wurde die feierliche Fronleichnamsprozession abgehalten und in der Karwoche das hl. Grab aufgestellt, wie jetzt noch. Die Taufe wurde in lateinischer Sprache unter Zuziehung von zwei Paten gespendet. Das Hochaltar war dem hl. Bartholomäus, das Nebenaltar auf der Evangelienseite der Schmerzhafsten Mutter (Mater Dolorosa), das Nebenaltar auf der Epistelseite dem hl. Nikolaus geweiht. Die fünf Kirchenwiesen hielt das Dominium in Pacht und lieferte dafür den zum Messopfer erforderlichen Wein. Die sechste Kirchenwiese benutzte der Organist zum Ersatz für die Festivalien.¹⁾

In der Kirche saßen die Frauen getrennt von den Männern. Der Kirchhof war geräumig und von einer Mauer umgeben, die jetzt noch dasteht.

Das Pfarrhaus hat die Gemeinde erbaut, das zu erhalten sie auch verpflichtet ist, aber die Gemeinde leistet nichts und dem Pfarrhaus droht der Einsturz. Der Pfarrer sucht in seiner Armut das Pfarrhaus und die Stallungen, so gut es geht, zu erhalten. Pfarrer Johann Molitor war damals 53 Jahr alt, stammte aus Petersdorf, studierte in Weisse und war 27 Jahre Priester, geweiht auf den Tischtitel des Christophor Freiherrn von Welzeck auf dessen Güter Altgleiwitz und Petersdorf.

Der Pfarrer wird gelobt, weil er immer die geistliche Tracht, auch auf Reisen, trug. Auf die Pfarrei Petersdorf präsentierte ihn seiner Zeit Johann Bernhard Freiherr von Welzeck und der Magistrat zu Gleiwitz.

¹⁾ Festivalien war das Recht des Organisten, an gewissen Festen aus der Kirchkasse einen Geldbetrag zu erhalten. Die „sechste Kirchenwiese“ wird im Visitationsprotokoll 1679 gar nicht erwähnt.

Die Kirche zu Schalscha hatte drei Altäre, wie bereits 1679; der Hochaltar war der Jungfrau Maria, die Nebenaltäre der Auferstehung des Herrn und der hl. Anna geweiht.¹⁾ Das Patronatsrecht richtet sich nach der Mutterkirche, da kein besonderer Patron in der Investiturerkunde des Pfarrers genannt wird und Frau Anna feliciana von Hunter (Hunterowna) der Präsentation sich einfach angeschlossen hat.

Sehr genau werden im Visitationsprotokoll (1719) die Einkünfte des Pfarrers angegeben. Während der Pfarrer 1679 nur eine Hufe Acker und eine Wiese besaß, besitzt er jetzt außerdem ein wüstes Ackerstück, das allerdings zwischen ihm und dem Dominium streitig ist; dann besitzt er drei Wiesen und einen Fischteich, den er aber auch als Wiese benutzt, dazu noch zwei kleine Fischteiche, die er ebenfalls als Wiese benutzt. Ein Fischteich beim Vorwerk des Freiherrn von Welczek, der allerdings nur geringen Ertrag hat, wird vom Pfarrer in Anspruch genommen. Pfarrer Wysgala hat eine Fundation errichtet, ebenso der Gleiwitzer Bürger Melchior Schimula.

Auch sonst sind die Einkünfte des Pfarrers größer geworden — wenigstens werden sie in den früheren Visitationsprotokollen gar nicht erwähnt! Die Bauern gaben an Tischgrotschen oder Petronalien je zwei Gröschel, die Gärtner je zwei Silbergrotschen, die Häusler (ohne Acker) je zwei Kreuzer, die Inlieger je einen Kreuzer. Zum Neujahrsumgang wurden mehrere Scheffel Hülsenfrüchte oder Geld gereicht, für die Segnung der Ostereier je zwei Eier. Dazu kamen die üblichen Stolgebühren.

Das Dorf Ligota (Ellgot) gehörte dem Freiherrn von Welczek, das Vorwerk war an Stanislaus v. Manowski verpachtet. Die Einnahmen des Pfarrers aus diesem Dorfe, sowie aus Jernik, das den Jesuiten in Oppeln gehörte, und endlich aus Schalscha werden mit minutöser Genauigkeit aufgezählt.

Zum Schluß heißt es: Die Parochianen, etwa 600 an der Zahl, sind katholisch bis auf fünf Personen. Aus gemischter Ehe des Herrn von Holly, dessen Gattin protestantisch ist, ist die Tochter nach Briesz zu den (protestantischen) Verwandten geschickt worden, und man weiß nicht, in welcher Religion sie erzogen wird; eine andere Tochter ist erst ein Jahr alt. Der Pfarrer ist eifrig im Katechismus-Unterricht und Beobachtung der

¹⁾ Einige fünfzig Jahre später besaß die Pfarrkirche vier Altäre. Der Hochaltar war dem hl. Bartholomäus, ein Nebenaltar der hl. Jungfrau Maria von Czestochau, ein anderes dem hl. Nikolaus, das vierte der Schmerzhaften Mutter (Mater dolorosa) geweiht. Archivbuch 1728. 197. Gegenwärtig besitzt sie drei Altäre: den Hochaltar, den Nebenaltar des hl. Nikolaus und den Nebenaltar Mariä als Rosenkranzkönigin.

kirchlichen Ceremonien; er ist mit dem Schullehrer zufrieden und Ärgernisse sind im Volke nicht vorhanden. Niemand stirbt ohne Empfang der Sakramente. Geschiedene Eheleute gibt es nicht. Der Pfarrer hat gute Sitten und hinlängliches Wissen.

Endlich gibt das Visitationsprotokoll vom Jahre 1719 genaue Angaben über den Lehrer. Er heißt Thomas Galuskowiz, ist 40 Jahre alt, stammt aus Myslowitz und ist seit 25 Jahren in hiesiger Stellung. Er bewohnt ein anständiges Haus, neben welchem ein Garten ist. Einen anderen Garten hat er auf dem Grund und Boden des Dominiums; Acker hat er vom Dominium und auch Holz. Er hat aus der fundation des Schimula 10 Sgr.; an Gehalt bekommt er von jedem Bauer 2 Sgr., vom Gärtner und Häusler ebenso viel. Schüttgetreide erhält er von der Gemeinde Glewitz und dem Freiherrn von Welzeck. Jeder Bauer gibt außerdem ein Brot. Zum Neujahr erhält er eine Schüssel Hülsenfrüchte und den dritten Teil des vom Pfarrer gesammelten Geldes. Umgänge hält er zum Kirchweihfest und am ersten Monatssonntag, wobei er nach Belieben einiges erhält.

Außerdem bezog der Lehrer einen Teil der Stolgebühren, gewisse Einnahmen aus Ellgot, Zernik und Schalscha, ähnlich wie in Petersdorf. Galuskowiz versah sein Amt mit Fleiß und gab gute Antwort auf die an ihn gestellten catechetischen Fragen. Die ganze Parochie hatte demnach nur einen Lehrer und zwar in Petersdorf.

Diese Visitation vollzog im Jahre 1719 am 15. September der Weihbischof Elias von Sommerfeld. In einem „Decretum“ von demselben Tage stellte er die Anordnungen zusammen, die der Pfarrer nunmehr auszuführen hatte. Wir heben daraus einiges hervor: Der Pfarrer soll die Kommunionzettel (schedas paschales) nach der Kommunion austheilen und nach Schluß der Osterzeit sorgfältig einsammeln. Das kupferne Taufbecken soll er entfernen und dafür ein zinnernes setzen. Er soll dafür sorgen, daß die Kirche und der Turm am Dache repariert und die ruinoſe Pfarrei neu gebaut wird. In der filialkirche zu Schalscha soll das Sanctissimum, die heiligen Öle und das Taufwasser nicht aufbewahrt werden, und da die Kirche nicht konsekriert ist, soll er die Messe de. s. Trinitate, nicht die vom Kirchweihfest zelebrieren, aber dem Volke das Evangelium vom Kirchweihfeste vorlesen. Von den Kranken soll er, auch wenn ihm freiwillig etwas angeboten würde, nicht das Geringste annehmen. Er soll nachforschen, in welchem Glauben die Tochter des Herrn von Holly in Brieg erzogen wird und soll dann dies der bischöflichen Behörde melden. Der Pfarrer soll die kirchlichen Bücher aufs sorgfältigste führen, die kirchlichen Einnahmen und Gerechtsame im Proventenbuche gewissenhaft aufzeichnen

und in einer reinlichen Abschrift durch Vermittelung des Erzpriesters an die bischöfliche Behörde einsenden.

In dem Schematismus der Diözese Breslau vom Jahre 1724 (*Descriptio dioecesis Vratislaviensis*) im Diözesenarchiv zu Breslau wird berichtet, daß der Pfarrer Johannes Molitor 58 Jahr alt, 32 Jahr Priester, 21 Jahr Pfarrer sei; er war demnach um 1666 geboren, 1692 ordiniert und 1705 — genau seit Januar 1704 — Pfarrer. Zum Schluß heißt es: „*Parochus laudatur a bonitate vitae* — der Pfarrer wird gelobt wegen seines guten Lebenswandels“.

Im Jahre 1728 wurde das Archivbuch des Gleiwitzer Archipresbyterats angelegt. Pfarrer Molitor machte darin die erforderlichen Angaben über den Zustand der Pfarrei Petersdorf. Dieser Zustand ist derselbe, den wir schon aus der Visitation vom Jahre 1719 kennen. Besitzer von Petersdorf, Ellgot, Laband u. s. w. war damals Johann Bernhard Freiherr von Welczek; Ellgot hatte er seit 10 Jahren an Stanislaus von Manowski verpachtet. Schalscha (und Czakanau) besaß Caspar Hunter von Grandon, dessen Verhältnis zum Pfarrer wohl unfreundlich war: „*adhuc contra me incitat rusticos ut non dent prandium nisi olerum cum pisis, ex aliqua invidia facit*“. Die Parochianen von Schalscha, also die Bauern von Schalscha und von Zernik und auch das Dominium, hatten die Pflicht, dem Pfarrer von Petersdorf nach dem Gottesdienst ein Frühstück (*prandium, gentaculum*) zu geben. Caspar Hunter war, wie man aus der angeführten Stelle sieht, mit dieser Verpflichtung nicht einverstanden.

Am 25. Juni 1729 trug Pfarrer Molitor mit zitternder Hand die letzte Trauung ins Trauungsbuch ein; er starb, mit allen Sakramenten versehen, am 22. August 1729 und wurde in der Kirche begraben. Sein Nachfolger war Johann Soszka.¹⁾

Die Kirchenbücher enthalten nicht unwichtige Beiträge zur Kenntnis besonders des niederen Adels, der damals, wie schon öfter hervorgehoben worden, sehr zahlreich war. Unter diesen ist Johann Christoph Holly von Goleow hervorzuheben. Seine Ehefrau Anna Marianna geborene Kamienski (*Kamieniczowna*) war protestantisch. Das Ehepaar lebte in Schalscha; im Oktober 1717 wurde ihm Johann Carl geboren; Taufpaten

¹⁾ Am 8. Juni 1705 zeichnete Pfarrer Molitor folgende Eintragung ins Totenbuch ein: Die 8. Junii 1705 obiit in Domino Elisabet Mlinarska, et mea mater amantissima ss. Sacramentis munita et sepulta in ecclesia nostra Sobissovicensi ante altare B. M. V. Censtochoviensis. Er nennt also seine Mutter Mlinarska und nicht Molitor. Auch er hieß Mlynarski, latinisierte aber seinen Namen, wie es damals noch üblich war, in Molitor.

waren Carl Joseph v. Grotowski aus Pilzendorf und Elisabeth geborene v. Carisch (Caryssonka). Denselben Eltern wurde im April 1719 getauft Anna Johanna. Paten waren Caspar Hunter von Grandon aus Czafanau und Frau von Manowski aus Petersdorf.

Im Jahre 1720 gab es nur 14 Taufen, wohl die geringste Anzahl.

Im Oktober 1721 sind Marianna von Treppka (Treppczanka) aus Petersdorf und panna Josefa Pelkowna (von Pelka) aus Brzezinka Patin.¹⁾

Im April 1722 wurde dem bereits erwähnten Holly'schen Elternpaar getauft Adam Joseph. Paten waren Johann von Keniec und die Edeldame Julianna.

Im November 1725 ist Patin Helena Szatanska (von Schatanski) und Johann Georg von Kozlowski. Am 22. Februar 1725 wurde Wenzel Michael von Kozlowski, katholisch, aus Peiskretscham (Pastwicio) hier begraben.

Am 20. Januar 1726 wurde in Petersdorf getraut Carl Josef von Manowski mit Anna Theresia von Kozlowski. Die Braut war eine Tochter des Stefan Anton von Kozlowski, des früheren Besitzers von Leboschowitz und Schimowitz. Trauungszeugen waren Joachim von Przissowski und Georg von Kozlowski. Dem Ehepaar wurde am 21. Dezember desselben Jahres getauft Anna Eva. Als Paten erscheinen zum ersten Male nicht vornehme Personen, sondern Bettler. Es wurde üblich, Bettler zu Paten zu nehmen, um sie dann reichlich zu beschenken. Denselben Eltern wurde im Februar 1728 getauft Franz Valentin. Paten waren Josef von Kozlowski und Frau Marianna von Manowska. Das Taufbuch fügt hinzu: „Omnes de Szobieszowic, alle aus Petersdorf“. Im April 1729 wurde die fünfjährige Tochter des Carl v. Kamiensky hier begraben.

Im Mai 1739 ist beim Josef Mysliwiec (in Schalscha) Pate Carl Franz von Swelengreber und Anna von Szatanski (Szatanczonka, also noch ledig). Der Name Josef Mysliwiec ist ein Beispiel, wie noch in später Zeit der Name der Beschäftigung zum Familiennamen wurde. So war Josef Jäger im Walde zu Schalscha. Jäger heißt myśliwiec. Nunmehr hieß er Josef Mysliwiec. Aus seiner Nachkommenschaft stammt die in Gleiwitz blühende Familie Mysliwiec und der vor einem Jahr verstorbene Erzpriester Theodor Mysliwiec, Pfarrer von Beuthen und zuletzt von Oppeln.

¹⁾ Marianna Treppczanka ist wohl identisch mit Magdalena Treppkowna, die im Mai 1723 als Patin erscheint. Im Februar 1729 traut Pfarrer Molitor den Thomas Galuskowitz, Sohn des † Stanislaus Galuskowitz, mit Magdalena Treppkowna, Tochter des † Johann von Treppka aus Petersdorf.

Es fällt auf, daß bei einem unehelichen Kinde vornehme Personen als Paten fungieren, so im Mai 1731 Johann Georg von Kozłowski und das Edelfräulein Johanna von Radoniß (Radoniczin). Ebenso war Anna von Orzeski Patin bei einem unehelichen Kinde 1732. Stanislaus von Manowski, der ehemalige Pächter des Vorwerks Ellgoth, starb als Protestant am 3. März 1732 im Alter von 77 Jahren und ward hinter dem Kirchhofe begraben (post coemeterium sepultus). Fräulein Johanna von Radoniß, bereits erwähnt, war nochmals Patin im September desselben Jahres und zwar mit Carl Freiherrn von Welzeck auf Laband, Petersdorf u. s. w. Derselbe ist noch Pate im März 1734 bei einem Förster, zugleich mit dem „Fräulein Johanna“, das ist mit Johanna von Radoniß.

In demselben Jahre sind Paten Antonie v. Swelengreber (herula) und Johann v. Schwellengraeber. Kurz vorher, am 24. November 1733, traute Pfarrer Soszka den verwitweten Johann Christoph v. Niewiadowski mit der „herula“ Rosalia Carolina Josepha, Tochter des bereits erwähnten verstorbenen Stephan Anton v. Kozłowski, ehemaligem Besitzer von Leboschowitz und Schinowitz. Zeugen waren Johann Georg v. Kozłowski und Carl v. Manowski. Eine andere Tochter des Stephan Anton von Kozłowski, Barbara Eva, heiratete 1739 den Bäcker Lorenz Giercuch in Gleiwitz. Zeugen waren Josef v. Kozłowski und Carl v. Pelka.

Nun hören wir von Heiraten adliger Personen bis 1763 nichts mehr.

Johann Bernhard Freiherr von Welzeck stiftete in Laband die jetzt noch bestehende Bruderschaft von der göttlichen Vorsehung.¹⁾ Es folgte ihm sein Sohn Carl Anton Freiherr von Welzeck. Dieser erlebte den Übergang Schlesiens von der österreichischen zur preussischen Herrschaft und ließ bei der neuen Regierung seine Güter taxieren. Laband, Nepaschitz, Altgleiwitz und Tschowitz wurden nach Abzug der darauf radizierten fundationskapitalien auf 65 934 florin oder 43 956 Reichstaler eingeschätzt. Das Gut Petersdorf — nämlich Petersdorf von Welzeck mit dem Anteil Ellgot — wurde auf 7200 Reichstaler taxiert, eine Summe, welche bereits 1649 beim Erwerb des Gutes bezahlt worden war (9000 Taler = 7200 Reichstaler). Von Prziffowka stand die Taxe aus. Pschow und Ridultow, welche er gleichfalls ererbt, wurde nach dem Kaufpreis vom Jahre 1693 auf 20 000 Taler oder 16 000 Reichstaler eingeschätzt. Carl Anton Freiherr von Welzeck schloß am 9. Mai 1747 die Ehepacten mit Benigna von Paczenski, mit der er die Ehe schloß, die ihn auch überlebte. Er war um

¹⁾ Am 30. Januar 1742 beschloß der Landesausschuß zu Kosel, dem Gleiwitzer Kreishauptmann Johann Bernhard Freiherrn von Welzeck die durch den Abgang eines Landdragoners ihm erwachsenen Botenkosten zu ersetzen. Nietsche S. 228.

die Hebung seiner Güter durch Meliorationen sehr besorgt, so daß er dieselben am 17. September 1749 insgesamt auf 140 000 Florin oder 95 335 Reichstaler einschätzte. Der Freiherr starb um 1764; am 1. Oktober 1764 zeichnet als Vormünderin der Erben bereits Benigna Freifrau von Welzeck geborene von Paczenski unter Beistand des Franz von Paczenski. Am 10. März 1774 ist Johann Nepomuk Freiherr von Welzeck Besitzer der Herrschaft.

Im Oktober 1735 starb im Alter von 24 Jahren Marianna Koszemborowo (von Koschembar), wohl die erste Gattin des Georg von Koschembar, versehen mit den heil. Sakramenten. Dem Georg von Koschembar und seiner (zweiten?) Gattin Susanna wurde im November 1736 die Tochter Catharina, und denselben Eltern im April 1743 die Tochter Helena, und 1746 in Ellgot die Tochter Anna getauft. Georg von Koschembar ist wohl der Pächter des Vorwerks Ellgot und Nachfolger des 1732 verstorbenen Stanislaus von Manowski gewesen. Im Februar wurde Joseph, Sohn des Carl von Manowski und der Anna Theresia geborene von Kozlowski getauft. Pate war Ernst von Schwellengraeber (Swelengreber). Im Juni 1738 starb Wilhelm von Gitzler im Alter von 83 Jahren, versehen mit den Gnadenmitteln der katholischen Kirche.

Seit Oktober 1738 erscheint in den Kirchenbüchern Bartholomaeus Karwat als Lehrer und Organist, seit Juli 1744 aber Lorenz Sobota.

Im Mai 1739 war Patin die Edelfrau (?) Barbara Gardelino geborene von Kozlowski aus Gleiwitz. In demselben Monate und Jahr wurde getauft Marianna, Tochter des obengenannten Georg von Koschembar und der Susanna; Patin war Frau Helena von Kozlowski aus Petersdorf. Ebenso Johanna Nepomucena Victoria Julianna, Tochter des Carl von Pelka und der Theresia.¹⁾ Bei der Eintragung ins Taufbuch gibt der Pfarrer dem Karl von Pelka die Titel perillustris generosus ac carissimus Dominus, was wohl darauf hinweist, daß er mit diesem Edelmann auf besonders freundschaftlichem Fuße stand.

Bald darauf, am 4. März 1740, wurde der Pfarrer Johann Soschka im Alter von 65 Jahren, nachdem er in Petersdorf durch 12 Jahre das Pfarramt verwaltet hatte, mit den Gnadenmitteln der Kirche versehen, in der Pfarrkirche begraben.²⁾

¹⁾ Denselben Eltern wurde im Mai 1742 eine Tochter Catharina Josefa getauft. Paten waren Graf Anton Celari, Johann von Larisch, Gräfin Josefa Celari aus Petersdorf.

²⁾ Das Totenbuch sagt: sepultus sed non tectus — vorläufig beigesetzt? Das Taufbuch läßt ihn noch im Mai 1740 taufen! Es ist dies ein Irrtum einer späteren Eintragung.

Die Administration übernahm Anton Krockner. Doch dauerte diese nur kurze Zeit, da bereits am 16. Juni 1740 Franz Peisker seines Amtes als Pfarrer waltete, und dies recht lange, bis 1782.

Zwei in dem Pfarrarchiv zu Petersdorf vorhandene Schriftstücke bewahren das Andenken an den 1740 verstorbenen Pfarrer Soschka. Nach dem einen hat er mit dem Magistrat zu Gleiwitz in Unterhandlung gestanden wegen Verlegung der Pfarrgebäude in die unmittelbare Nachbarschaft der Pfarrkirche. Die weite Entfernung zwischen Kirche und Pfarrei empfand der alternde Pfarrer recht bitter. Der Magistrat zu Gleiwitz wollte eine gleich große Fläche von dem der Stadt gehörigen Vorwerk abtreten und daselbst das Pfarrgebäude aufbauen, um aus dem abzutretenden Pfarrgarten Kalksteine zu gewinnen. Leider zerschlugen sich die Unterhandlungen.¹⁾

Das zweite Erkenntnis ist vom März 1740, aus welchem ersichtlich, daß Pfarrer Soschka von dem Dominium in Petersdorf Messalien verlangte, mit seinem Verlangen aber abgewiesen wurde, weil er nicht erwiesen, daß das Dominium dem Pfarrer jemals Messalien gegeben.

Zwischen den Freiherrn von Welczek und der Stadt Gleiwitz bestanden öfter Zwistigkeiten und Prozesse. Auch wegen des Kirchenpatronats brachen solche aus und wurden 1740 dahin geschlichtet, daß die Präsentation des Pfarrers durch den Magistrat zu Gleiwitz und durch den Grundherrn von Petersdorf von Welczek alternatim geschehen solle, nicht wie bisher gemeinschaftlich, wo eine Einigung schwierig war. Pfarrer Franz Peisker wurde als erster nach dem neuen Modus von der Stadt Gleiwitz als Pfarrer präsentiert. Aus der noch vorhandenen Präsentation ist ersichtlich, daß er ein geborener Gleiwitzer und Kaplan in Ratibor gewesen war.

Nicht nur Graf Celari wohnte in Petersdorf, auch Ihre Erzellen Josefa Antonia Generalin von Seebach geborene von Welczek. Auf dem Schlosse zu Petersdorf erscheint wieder ein Hausgeistlicher, wie schon zu Anfang des Jahrhunderts (Michael von Czarneki), nämlich der Schloßkaplan Johannes Nawrat. Im Schlosse befand sich eine Hauskapelle, in welcher das Messopfer gefeiert wurde. Dieser Zustand dauerte bis gegen 1820. Jetzt ist das Schloß in den unteren Räumen Beamtenwohnung, in der oberen Etage Schüttboden. Die Generalin von Seebach war im Januar 1747 mit dem Rittmeister Jeanneret aus Gleiwitz Patin, als Josefa, Tochter des Carl von Radonitz und der Gattin Josefa, in Peters-

¹⁾ Das städtische Vorwerk in Petersdorf Städtisch lag gegenüber der Kirche. Es wurde um 1765 dismembriert und jede Erinnerung an dasselbe erlosch.

dorf getauft wurde. Die „Generalin“ und der „Rittmeister“ weisen zugleich auf eine neue, die preußische Zeit hin.

Am 26. August 1742 wurde Georg von Bujakowski im Alter von 60 Jahren, mit den kirchlichen Gnadenmitteln versehen, begraben. Im Januar 1745 starb Josefa von Pelka.

Mit der preußischen Zeit nimmt der landsässige Adel rasch ab, Tausen von Adligen, bisher so zahlreich, werden selten. Im Januar 1747 erscheint noch Carl von Welczek, Johann von Schalscha, die Jungfrau Elisabeth von Welczek, 1749 Catharina von Schatanska aus Petersdorf, 1754 Herr von Wojski aus Siemientzütz als Paten, der letztere bei der Taufe des Sohnes des Kreissekretärs Friedrich Köhler und dessen Gattin Anna Clara geborene von Jerin. Landrat des Gleiwitzer Kreises war damals Herr von Bludowski.

Seit Januar 1751 ist nach den Kirchenbüchern Franz Karwat Organist und Lehrer. Er war wohl ein Sohn des früheren Organisten Bartholomaeus Karwat.

Das Taufbuch schließt mit dem Jahre 1761; im vorhergehenden Jahre gab es 20 Tausen. Das Trauungsbuch endet mit dem Jahre 1765. Sämtliche Eintragungen in beiden Büchern sind lateinisch. Interessant ist die Eintragung vom 16. Januar 1765. Es heißt darin: „Von mir (dem Pfarrer) ist der Jüngling Georg Suche, Kandidat der altkatholischen (protestantischen) Theologie, Erzieher der Söhne des Herrn von Sack, des derzeitigen preußischen Landrats, mit der katholischen Jungfrau Maria Elisabeth von Hauenschild getraut worden. Zeugen waren Carl von Gellhorn, Georg von Hauenschild, Bruder der Braut. Diese hat leider nach der Trauung die altkatholische Religion angenommen und sich mit ihrem Ehemann in die protestantische Gegend von Löwen begeben.“

Am 11. März 1765 starb Carolina von Gellhorn, katholisch, im Alter von 75 Jahren. Carl von Prziffowski, „Inwohner zu Petersdorf“, starb im Alter von 55 Jahren im Februar 1768; im April 1769 starb der Knabe Johann Ernst von Salisch.

Pfarrer Peisker lebte auf der Pfarrei mit seinem Vater Johann Peisker und einem Bruder, der Zolleinnehmer in Cosel gewesen war. Beide gingen ihm im Tode voraus; der Vater erreichte ein Alter von 72 Jahren und stiftete, wie dies im Totenbuch 1750 ausdrücklich vermerkt wird, für die Kirche in Petersdorf einen Kelch, der jetzt noch im Gebrauche ist. Der Pfarrer selbst starb den 7. Juni 1782 um 1 Uhr nachts im Alter von 72 Jahren an „Schlaffucht“. Schon vorher verwaltete seit Mai die Pfarrei Josef Ucher.

V.

Pfarrer Ucher, Wiederaufbau der Kirche in Schalscha.
Die Königliche Eisenhütte. Der Kanal. Pfarrer
Moswik, Hoschek, Moron. Freiherren von Welczek.

Josef Ucher wurde Nachfolger des Pfarrers Peisker. Auch er war ein geborener Gleiwitzer und brachte mehrere Jahre als Vikar in seiner Vaterstadt zu. Nur kurze Zeit war es ihm beschieden, die Pfarrei zu verwalten, da er im Alter von 45 Jahren bereits am 16. März 1785 mit dem Tode abging. Unter ihm wurde eine gründliche Revision der kirchlichen Verhältnisse in Schalscha veranlaßt; die Revisionsverhandlungen vom 3. und 4. Juni 1784 wurden durch den Erzpriester Josef Diskorz aus Gleiwitz geleitet. Ein heftiger Sturm hatte die alte hölzerne Filialkirche in Schalscha gänzlich zerstört. Große Verdienste um Wiederaufbau der Kirche erwarb sich der damalige Bauer und Kirchvater Kycia. Das jetzige Gotteshaus ist nach der Angabe des Erzpriesters Ledwoch viel kleiner als das frühere. Das Patronat bei dieser Filialkirche übt die dortige Grundherrschaft aus und ist verpflichtet, für bauliche Instandhaltung mit der dortigen Gemeinde zu sorgen.

Pfarrer Ignaz Moswik war wiederum ein Gleiwitzer. Er bekleidete sein Amt eine Reihe von Jahren und starb am 2. September 1808, nachdem er die Einführung der Industrie in seiner Pfarrei erlebt hatte. Es war ein Ereignis allerersten Ranges nicht nur für die Pfararchie Petersdorf, sondern für ganz Oberschlesien, ja die Industrie überhaupt, als im Jahre 1796 die Königliche Eisenhütte an der Stelle, wo früher die zur Pfararchie Petersdorf gehörige Borower Mühle gestanden, eröffnet wurde. Die Wasserkraft dieser an der Klodnitz gelegenen Mühle sowie von noch zwei anderen Mühlen, die oberhalb lagen, wurde benutzt, um im Verein mit der eben damals erfundenen Dampfmaschine die ganze Industrie umzugestalten.

Ein bescheidenes Denkmal, von einem ins Land ausschauenden Adler bekrönt, wurde bei der Centenarfeier der Königlichen Eisenhütte 1896 errichtet an der Stätte, von der unennbarer Segen über unser Oberschlesien sich ergossen hat.

Die Borower Mühle ist uns nicht unbekannt! Wir haben sie bereits 1679 kennen gelernt; wir haben dort das Visitationsprotokoll vom Jahre 1679 wiedergegeben. Die Stelle lautet lateinisch: Ex Mola dicta Mlin Borowy ad Consulares Glivicenses spectante singulis annis solvuntur Parocho 2 imperiales pro fundatione, ut quinquies per annum pro Defunctis

celebret. Über diese Mühle schreibt der Erzpriester Ledwoch in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Die Borower Mühle ist es, auf deren Grundstück die Gemeinde der Königlichen Eisengießerei entstanden ist und welche ursprünglich zum Petersdorfer Kirchspiel gehört hat und der Vorbesitzer, der Müller Valentin Walter, die Walter'sche Meßfundation errichtet hat.“

Die Königliche Eisenhütte erbaute eine Reihe von schmucken Häusern, die jetzt noch vorhanden sind. Es entstand so die Gemeinde der Königlichen Eisenhütte, die anfangs für sich bestand und jetzt noch abseits von Gleiwitz steht, wenn auch der Zwischenraum zwischen der Hütte und der Stadt, namentlich in der neuesten Zeit sich ausfüllt und die Hüttengemeinde mit der Stadt zu einem organischen Ganzen verschmilzt.

Die Königliche Eisenhütte hätte sich aber nicht so entwickelt, wenn nicht Verkehrswege zum Absatz ihrer Produkte angelegt worden wären. Um die Wende des Jahrhunderts, also um 1800, wurde der Klodnitzkanal angelegt, der die Klodnitz bis zu ihrer Mündung in die Oder begleitet. Auch dieser Klodnitzkanal durchschnitt die Petersdorfer Pfarodie, besonders den Anteil Petersdorf von Welzeck. Dem Kanal entlang, namentlich an den Schleusen, erhoben sich bald Häuser, und die menschenleere Gegend begann betriebsame Arbeiter und Kaufleute aufzunehmen. So entstand allmählich auf dem Gebiete der Petersdorfer Pfarodie, und zwar wiederum auf dem Anteil Petersdorf von Welzeck, eine neue Kolonie, die Kolonie Neudorf.

Endlich wurde 1829 die Königliche Eisenhütte und die Kolonie Neudorf durch eine Kunststraße, die Kronprinzenstraße und die Jabrzer Chaussee, mit Königshütte, dem zweiten Zentrum der oberschlesischen Industrie, verbunden; diese Kunststraße schnitt ebenfalls in die Gemarkung der Pfarodie Petersdorf tief ein.

So sehen wir, wie um die Jahrhundertwende und in der nächstfolgenden Zeit die einsamen Dörfer Petersdorf von Welzeck und Petersdorf Städtisch von den Riesenarmen der in Oberschlesien einzig dastehenden Industrie umfungen und in den Weltverkehr hereingezogen werden.

Ob der Pfarrer Ignatz Moswit Anstrengungen machte, die sich neubildenden Gemeinden, die naturgemäß nach Gleiwitz gravitierten, wenigstens in kirchlicher Beziehung für seine altherwürdige Pfarrkirche zu retten, ist nicht bekannt. Daß er das Interesse der Pfarrei wahrnahm, ist daraus ersichtlich, daß er mehrere hundert Klafter Kalksteine im Pfarrgarten brechen ließ, die an die Eisenhütte verkauft wurden. Auch legte er einen Obstgarten an und pflanzte darin veredelte Obstbäume. Er starb an Entkräftung.

Welch große Zeit, die Zeit, von der wir jetzt sprechen! 1806 die tiefste Erniedrigung, 1813 die glorreichste Erhebung des preussischen Staates!

In Gleiwitz wimmelte es von Franzosen. Auch die Petersdorfer Parochie hat an den Zeitläuften ihren Teil gehabt, wenn es auch nicht leicht ist, das Einzelne nachzuweisen.

Auf Präsentation des Gleiwitzer Magistrats folgte ins Pfarramt der bisherige Oberkaplan von Gleiwitz, Johann Hoschek, Sohn des Arendators Hoschek in Trachhammer, ein vielseitig gebildeter, humaner und geselliger Mann, der indessen im besten Mannesalter von 42 Jahren nach einer $12\frac{1}{2}$ jährigen Wirksamkeit am 16. Januar 1821 vom Todesgeschick ereilt wurde. Unter ihm wurde das Ackerstück Niwa in Schalscha, das der Dominalherr von Mletzko an sich gezogen hatte, durch gerichtliches Erkenntnis vom 9. Oktober 1812, dem Pfarrer zuerkannt.

Damals starb auch Johann Nepomuk, Freiherr von Welzeck, Erbherr von Laband, Petersdorf u. s. w. Er war der Sohn des Karl Anton Freiherrn von Welzeck und der Benigna geborenen von Paczinski; geboren am 2. Mai 1749, übernahm er die Güter, nachdem er nach dem vorzeitigen Tode des Vaters eine Zeitlang unter Vormundschaft der Mutter gestanden. Er war ein tätiger und frommer Edelmann. Er war vermählt mit Sophie, Tochter des Grafen Karl Strachwitz auf Kamienitz. Durch einige Zeit besaß er Zacharowitz, die Herrschaft Odersch, sowie die bei Ziemientzütz gelegenen Güter, nämlich Ziemientzütz, Schwientochlowitz, Przeschlebie und das Vorwerk Wachow. Die letztgenannten Güter wurden indessen bald wieder aufgegeben. Der Freiherr war Landesältester des Gleiwitzer Kreises und starb am 2. Januar 1811. Sein Nachfolger war der Sohn Josef Freiherr von Welzeck, vermählt mit Antonie Gräfin Strachwitz; dieser starb 1839.

Der nächste Pfarrer war Josef Moron, bisher Kaplan in Gieraltowitz, geboren in Loslau 16. März 1793 und ordiniert zu Breslau den 13. Dezember 1818. Er wirkte nur $\frac{7}{4}$ Jahre in Petersdorf und ging am 13. Dezember 1822 nach Gieraltowitz zurück, wo er als Pfarrer und Erzpriester starb.

VI.

Pfarrer Sedwoch. Kirchliche und Schulbauten.

Die Cholera. Die Eisenbahn.

Morons Nachfolger war Anton Sedwoch. Dieser war am 9. Juni 1798 in Gleiwitz geboren und zum Priester ordiniert am 2. März 1822, worauf er $\frac{3}{4}$ Jahre als Kaplan in Groß-Rauden angestellt war. Auf Präsentation des Magistrats seiner Vaterstadt zog er schon am 14. Dezember 1822 zunächst als Administrator, bald auch als Pfarrer in Petersdorf ein.

„Von allen Pfarrern — dieses Lob erteilt ihm sein Nachfolger Wanjura —, welche bis dahin Petersdorf verwalteten, mag er für die Temporation der Pfarrei am meisten Sorge getragen haben; denn während seiner fast 25 jährigen Amtstätigkeit sind alle pfarrlichen Gebäude neu aufgeführt worden, wobei er persönliche Opfer nicht gescheut hatte; mit gleichen Opfern hat er die Wiedmut, die durch Verpachtung ausgesogen war, kultiviert. Er war nach Art des guten Hirten um das Seelenheil seiner Parochianen eifrig besorgt. Es konnte nicht fehlen, daß er durch seine treue Amtsverwaltung nicht bloß die Herzen der Parochianen gewann, sondern auch das Vertrauen der geistlichen Behörde sich erwarb, die ihn zum Erzpriester des Gleiwitzer Archipresbyterats am 20. November 1834 ernannte.“

Pfarrer Ledwoch hinterließ, nachdem er die Pfarrei Petersdorf bereits aufgegeben hatte, eine kurze Chronik von Petersdorf unter dem Titel: „Einige Denkwürdigkeiten aus der Parochie Petersdorf“ (27 Seiten). In diesen Denkwürdigkeiten gibt er einige Nachrichten über die ihm vorangehende Zeit; als ältesten Pfarrer bezeichnet er um 1719 auf Grund der Kirchenbücher Johannes Molitor. Umso zuverlässiger und interessanter sind seine Angaben über die Ereignisse vom Jahre 1822 bis 1847, die er in Petersdorf durchlebte. Manche von diesen Ereignissen überschreiten den engen Rahmen der Parochie Petersdorf und haben eine nicht geringe Bedeutung für die Geschichte der Umgegend, namentlich für das mächtig aufstrebende Gleiwitz.

Beim Amtsantritt des Pfarrers Ledwoch waren die pfarrlichen Gebäude baufällig. Auch das Schulgebäude in Petersdorf, das meist von dem Holze der alten Pfarrei erbaut worden war, war baufällig und konnte kaum die Hälfte der schulpflichtigen Kinder fassen. Nur die Filialkirche in Schalscha befand sich in einem erträglichen Zustand. Obwohl die Gutsherrschaft protestantisch war, so sorgte sie doch für die kirchlichen Bedürfnisse der Katholiken. Der Gutsherr Major Ferdinand Werdermann und seine Gemahlin Marie Luise besuchten mit ihren Kindern sogar den katholischen Gottesdienst, wenn derselbe in Schalscha jeden vierten Sonntag abgehalten wurde, und spendeten reichliches Almosen. Die Frau Majorin besorgte auch die Kirchenwäsche. Die Bewohner von Schalscha hatten durch Vekturanz ein gutes Auskommen und ließen gewöhnlich zweimal in der Woche in ihrer Kirche Gottesdienst halten, den sie besonders vergüteten.

Um die Parochianen kennen zu lernen, hielt der neue Pfarrer bald nach seiner Ankunft den Neujahrsumgang, auf den er die Parochianen zum fleißigen Kirchenbesuch ihrer eigenen Pfarrkirche in Petersdorf und zum gesitteten Verhalten anhielt. Ein heiliges Grab, das zu Ostern aufgestellt

zu werden pflegt, fehlte gerade damals in Petersdorf. Ein solches ließ der Pfarrer zu Ostern 1823 aufstellen. Josef Freiherr v. Welczeck, seine Gemahlin Antonie geborene Gräfin Strachwitz und zahlreiche Gleiwitzer besuchten das heilige Grab und waren hocherfreut über dasselbe.¹⁾

Der Pfarrgarten war durch die Kalksteinbrüche ganz aufgewühlt. Der Pfarrer Ledwoch schaffte von dem alten pfarrlichen Teichdamme im Dorfe Erde hinein, legte Terrassen an, ebnete die Vertiefungen und pflanzte edles Obst in den Garten. Der reiche Ertrag der Obstbäume in der Gegenwart beweist, daß die Pflanzung eine gute war.

Der Neujaarsumfang im nächsten Jahr (1823/24) gab Veranlassung zum Prozeß mit dem Pfarrer und Erzpriester Thalherr zu Gleiwitz wegen der auf Petersdorf v. Welczeck'schem Grunde neu erbauten Häuser, welche dann im Jahre 1829 zu der Gemeinde „Kolonie Neudorf“ erhoben wurden. Es hatte nämlich der Kaplan Jesch aus Gleiwitz aus Unbekanntheit mit den Parochialgrenzen beim Neujaarsumfang diese neu erbauten Häuser besucht und ward von den Einwohnern mit den Worten abgewiesen: „Unser Petersdorfer Pfarrer hat schon die Kolende hier gehalten“. Dadurch verletz, überredete er den Erzpriester Thalherr, daß diese Häuser zum Gleiwitzer Pfarrverbande gehören, weil sie näher an Gleiwitz als an Petersdorf liegen. Hierauf entstand der Parochial-Grenzstreit, zu dessen Schlichtung der fürstbischöfliche Kommissarius Jolondek aus Ratibor erschien. „Hätte ich mich“, schreibt Ledwoch, „vom Erzpriester Thalherr in dieser Sache einschüchtern lassen, dann wäre die volkreiche Kolonie Neudorf der Parochie Petersdorf abhanden gekommen gleich der Borower Mühle, auf deren Grundstück die Gemeinde der Königlichen Eisengießerei entstanden ist.“

In demselben Jahre erbaute der Pfarrer im Pfarrhof einen Brunnen; bis dahin mußte das Wasser drunten im Dorfe geholt werden. Im nächsten Jahre 1825 ließ er durch den Maler Froemel aus Tarnowitz einen neuen Kreuzweg malen. Bei der Einweihung des Kreuzweges hielten Erzpriester Thalherr aus Gleiwitz und der später so berühmt gewordene Kanonikus Fietzek, damals Pfarrer in dem benachbarten Ziemientzütz, die Weiherede.

¹⁾ Vor dem Ableben der alten Baronin v. Welczeck, der Mutter des Barons Josef v. Welczeck auf Laband, bestand noch im alten Schlosse zu Petersdorf, welches um 1820 in einen Schüttboden umgewandelt wurde, eine eigene Schloßkapelle, in welcher der Schloßkaplan das Messopfer feierte. Nach dem Tode jener frommen Baronin ging die Schloßkapelle ein und die vorhandenen Kirchengewänder erhielt die Pfarrkirche in Petersdorf (Ledwoch). — Auch in dem zwei Meilen von Petersdorf entfernten Bützschin wurde die Schloßkapelle in ein Schüttboden umgewandelt.

Im Jahre 1825 erfolgte die Erbauung der massiven Schule in Petersdorf für 1200 Taler. Die feierliche Einweihung derselben erfolgte im Herbst an einem schönen Sonntag-Nachmittag in Gegenwart des Landrats von Brettin, der Kirchen- und Schulpatrone sowie einer großen Volksmenge durch den Ortspfarrer.

Es hatte sich herausgestellt, daß von dem 75 Morgen 120 Quadratruhen betragenden Pfarrfelde durch fortgesetzte Einackerung seitens eines Nachbarn mehrere Morgen verloren gegangen waren. Im Prozeßwege wurde das abgenommene Feld zurückgestellt und der pfarrliche Feldweg in der Mitte des Feldes angelegt.

Noch verdient besondere Erwähnung, daß in den Jahren 1827 und 1828 die Kunststraße von Gleiwitz über Petersdorf nach Peiskretscham vollendet wurde, wodurch das Dorf ungemein viel gewann. Bis dahin führte von Petersdorf nach Gleiwitz kein grader Weg in der jetzigen Richtung; man konnte dahin nur auf weiten und krummen Umwegen über die Felder gelangen oder zu Fuß den kurzen Fußsteig über die Klodnitzwiesen benutzen. Die Kondukteure Joseph Schmidt und Passel leiteten diesen Bau.

Im Mai 1829 wurden die pfarrlichen Stallungen für 762 Taler erbaut, wozu die beiden Patrone $\frac{2}{3}$, die Parochianen $\frac{1}{3}$ aufbrachten. Letztere leisteten noch die Hand- und Spaandienste. In demselben Jahre (Juli 1829) wurden von der Staatsbehörde die auf Petersdorfer Grunde neugebauten sogenannten Kanalhäuser zu der selbständigen Gemeinde „Kolonie Neudorf“ erhoben mit der Verbindlichkeit, zur Pfarchie Petersdorf zu gehören.

Schon Mitte November 1829 traten große Schneemassen auf und grimmige Kälte bis April 1830. Die Saaten gingen völlig ein. Im Frühjahr konnte wegen Kälte und Nässe sehr spät die Ackerbestellung beginnen. Während der Markusprozession am 25. April 1830 brach überdies in der Pfarrscheune Feuer aus, wodurch dem Patron und den Eingepfarrten, da eine neue Scheuer gebaut werden mußte, neue Kosten entstanden.

Im Dezember 1830 und in den ersten darauf folgenden Monaten erhielt Petersdorf ein kriegerisches Aussehen. Durch Einquartierung der zweiten Kompagnie des 22. Landwehregiments und einer Batterie der reitenden Artillerie aus Frankenstein, welche wegen der zu Ende November in Polen ausgebrochenen Revolution zum Schutz unserer Provinz aufgestellt wurden.

Zu Anfang des Jahres 1831 wurden zur Hebung des Kirchengesanges 30 Exemplare der zu Oppeln bei Weilhäuser erschienenen

Książka modlitewna i Kancyonat angeschafft und sowohl die größeren Schulkinder als auch die Wiederholungsschüler fleißig nach den dazu gehörigen Melodien, gewöhnlich in der Schule im Singen der Kirchenlieder geübt. Der Pfarrer legte auch eine Wein- und Spargelanlage im Pfarrgarten an; die Weinstöcke bezog er aus dem Breslauer Alumnatsgarten. Er schützte die Anlage gegen die scharfen Nord- und Ostwinde durch raschwachsende Bäume, Akazien, Pappeln und Kastanien.

Das Jahr 1832 war ein trauriges durch Ausbruch der schrecklichen Cholera, welche von August bis Oktober währte und viele Menschen hinwegraffte, darunter den tüchtigen Scholzen Bartel Schewczyk, den Gerichtsmann Leopold Sliwa und den wackeren Kirchenvorsteher Valentin Stebel. Auf polizeilichen Befehl mußten alle an Cholera verstorbenen Personen auf dem dazu bestimmten Begräbnisplatze außerhalb des Dorfes hinter dem Zollhause am Labänder Walde begraben werden, welcher mit einem Graben umgeben und mit einem Kreuze versehen ist; letzteres ließ Josef Freiherr von Welczek errichten.

Zur Abwendung der furchtbaren Geißel wurde durch das Dorf eine Bittprozession abgehalten.

Als vorzüglich wirksames Mittel erwies sich beim ersten Anfall der Cholera folgender Tee: Baldrian, Kamille, Pfeffermünze und Krausemünze zu gleichen Theilen gemengt und davon 2 Eßlöffel voll auf 2 Tassen zu Tee gekocht und dem ins Bett gelegten Patienten warm als Trank gereicht. Wenn nach der ersten Dosis keine Linderung eintrat, wurde dieselbe solange wiederholt, bis das Erbrechen und Abführen aufhörte und ein wohlthätiger Schweiß eintrat. Außerdem wurden bei bereits eingetretenen Krämpfen die leidenden Glieder mit Kampferspiritus stark eingerieben und auf den Unterleib warme Tücher aufgelegt. Diese Heilmittel bewährten sich auch bei der zweiten Cholera 1837.

Den 9. März 1834 Sonntags nachmittags brach in Zernitz Feuer aus und legte in einer Stunde die herrschaftlichen Gebäude und 22 Dorfstellen in Asche, wodurch 100 Personen obdachlos wurden. Die Stadt Gleiwitz spendete den Abgebrannten bedeutende Hilfe. Vom Mai bis August 1834 hielt die Dürre an, wodurch die Sommerfrüchte fehl-
schlugen.¹⁾

Im Laufe des Jahres 1836 wurde die Pfarrei, welche jetzt noch dasteht, für 1500 Taler von dem Bauunternehmer Hellwich aus Gleiwitz

¹⁾ Zum 27. Dezember 1834 bemerkt Erzpriester Ledwoch: Den 27. Dezember 1834 starb zu Deutsch-Zernitz gerade an seinem Namenstage der dortige Pfarrer Johannes Tabor in der Blüte seines Alters, und mir lag die traurige Pflicht ob, meinem Jugendfreund und Conalumnus die Leichenbestattung anzuordnen.

gebaut. Erzpriester Ledwoch trug freiwillig einen großen Teil der Kosten. Das alte Pfarrhaus wurde zu einem Kohlenschuppen umgewandelt.

In der Nacht vom 18. zum 19. Mai 1856 wurde die Petersdorfer Pfarrkirche beraubt, der Tabernakel gewaltsam erbrochen, das silberne Ciborium gestohlen. Dasselbe Unglück traf bald darauf die noch ärmere Kirche zu Schalscha. Beide Beraubungen blieben unentdeckt. Ein Wohltäter dieser armen Kirche war der dortige Grundherr, Landrat Albert von Groeling und dessen Gemahlin Antonie geborene Baroness von Welzeck. Letztere, eine wahre Mutter der Armen, starb am 29. Januar 1840. Bald darauf legte ihr Gemahl das Landratsamt nieder und zog sich ins Privatleben auf sein Gut Schalscha zurück. Er war ein wohlmeinender Mann, der sich des Volkes und der Geistlichkeit warm annahm, und ihm verdanken viele Pfarrer eine neue Pfarrwohnung.

Im September 1857 wurde aus Gleiwitz die Cholera nach Petersdorf verschleppt, war aber viel milder als 1852.

Als 1841 die neue Kunststraße von Gleiwitz nach Tarnowitz gebaut wurde, entnahm der Wegebaumeister Spalding zum Brückenbau vortreffliche Steine aus dem pfarrlichen Kalksteinbruch in der Nähe der Organisten Scheuer.

Gleichzeitig fand auch im Petersdorfer Schulhause die Erbauung einer Adjuvantenwohnung und einer zweiten Lehrstube statt, und zwar für 500 Taler, wozu die beiden Kirchenpatrone $\frac{2}{3}$, die Gemeinde $\frac{1}{3}$ beitrugen.

Der Kirchhof um die Pfarrkirche war ganz mit Leichen bedeckt, er mußte erweitert werden. Erzpriester Ledwoch wollte dazu einen Teil der benachbarten Buczek'schen Bauernstelle, die der Israelit Salamon Bujakowski inne hatte, ankaufen. Der Landratsamtverweser Sack war auch für diesen Plan. Aber der Scholze Polok und der Organist Weiß durchkreuzten den Plan des Ortspfarrers. Der neue Landrat Graf Strachwitz auf Kamienitz wollte jetzt von der Vergrößerung des alten um die Pfarrkirche gelegenen Kirchhofes nichts wissen und drang aus Sanitätsrücksichten auf die Anlegung eines ganz neuen, von der Pfarrkirche etwas entlegenen Kirchhofes auf dem Grundstück des Josef Kuczera. Dieser Plan ist dann auch ausgeführt worden.

Im Monat März 1845 wurde der Kirchhof eingeweiht, Pfarrer Seemann aus Fabrze hielt die Weihepredigt. Das Holz zur Umzäunung, die Bäumchen zur Bepflanzung des Kirchhofes gaben Bernard Freiherr von Welzeck und Herr von Groeling.

Im November 1842 bezog der Lehrer Adam Bienek aus Georgenberg die Petersdorfer Schul- und Organistenstelle, nachdem Weiß propter ebrietatem aus derselben entfernt war. Der Magistrat zu Gleiwitz stellte die Präsentation aus.

Der Weibbischof Daniel Satuffek hielt am 22. Juni 1845 die kanonische Visitation in Petersdorf und spendete unter großen Feierlichkeiten die Firmung aus. Dann fuhr derselbe nach Laband, Radowitz u. s. w.¹⁾

Den 1. Mai 1844 erhielt die Petersdorfer Schule den ersten Adjunkten, Eduard Salzgeber aus Zülz, welcher hier bis zum 22. Juli 1846 verblieb.

Am Fronleichnamtsfeste 1844 ließen sich die Eingepfarrten fast sämtlich in die Mäßigkeitsbruderschaft aufnehmen, nachdem sie in zahlreichen Predigten gründlichen Unterricht über die unseligen Folgen des unmäßigen Genusses von gebrannten Getränken erhalten hatten.

In der Nacht vom 22. zum 23. Juni 1845 raste ein furchtbarer Orkan unter schauerlichen Blitzen und Donnerschlägen. Die Gebäude der Eingepfarrten und die kirchlichen Gebäude wurden arg beschädigt.

In diesem Jahre gelangte die Heinze-Mühle bei Petersdorf und die Eisenbahn von Oppeln durch Petersdorf nach Gleiwitz zur Vollendung und am 15. Oktober sah man hier das Brausen der Lokomotiven zum erstenmal.

In diese Jahre fällt auch die Erbauung der Blumenreich'schen Glasfabrik und die Anlage des Kramsta'schen Zink-Walzwerks in Kolonie Neudorf mit den vielen neuen Possessionen, wodurch diese neue Gemeinde bedeutend an Umfang und Bevölkerung zugenommen hat, besonders auch infolge der Anlage des Bahnhofes auf ihrem Gebiete.²⁾

Die Zahl der Parochianen wuchs von Jahr zu Jahr. Von 1825 bis 1847 hatte sich dieselbe um $\frac{1}{3}$ vermehrt. Mit banger Sorge schaute der Ortspfarrer auf die Pfarrkirche, welche die andächtigen Besucher nicht mehr fassen konnte. Noch ließ er durch den Orgelbauer Hawel aus Peiskretscham für 175 Taler eine neue Orgel bauen; da wurde er plötzlich aus seinen Sorgen durch Joseph von Raczek, Grundherrn von Czakanau, Preiswitz und Steblau herausgerissen. Dieser bot ihm die Präsente für die erledigte Pfarrei Preiswitz an, indem er ihm vorstellte, um wie viel bequemer die letztgenannte Pfarrei sei. In der That fiel es dem Erzpriester Ledwoch in Anbetracht seiner schwankenden Gesundheit schwer, neben der

¹⁾ In Radowitz spendete der Weibbischof dem dortigen schwer erkrankten Pfarrer Johannes Imiela, seinem früheren Mitschüler und Conalumnus, die letzte Ölung.

²⁾ Anfangs war der Bahnhof von der Stadt Gleiwitz weit entfernt. Das Prinzip, die Bahnhöfe von der Stadt weit anzulegen, ward auch hier befolgt. Zwischen dem Bahnhof und der Stadt lagen an der Klodnitz die Wiesen. Wie hat sich dies alles seitdem verändert! Der Bahnhof ist jetzt durch die prächtige Wilhelmsstraße mit dem Centrum der Stadt verbunden, die ehemaligen Wiesen zum bedeutenden Teile zugeschüttet und durch breite moderne Straßen abgelöst.

Pfarrkirche in Petersdorf die Filialkirche in Schalscha zu versehen und immer den beschwerlichen Weg von der Pfarrwohnung zur entlegenen Pfarrkirche zu machen. Er nahm daher das Anerbieten an und hielt am Passionssonntag, den 21. März 1847, seine letzte Predigt „mit der schmerzlichsten Gemütsstimmung an die mit Traurigkeit und Weinen über die unerwartete Trennung von ihrem Seelsorger erfüllten Zuhörer“. Am 24. März verließ er Petersdorf und übergab die Verwaltung der Pfarrei in die Hände des gewesenen Pfarradministrators zu Preiswitz namens Joseph Lukaszczyk. Die Pfarrei wurde aber nur kurze Zeit administriert. Auf Präsentation des Bernhard Freiherrn von Welczek folgte Wanjura.¹⁾

VII.

Pfarrer Wanjura. Urbani-Prozession. Schule in Zernik.

Fedor Wanjura wurde am 10. Juni 1820 in Groß-Wilkowitz als Sohn des Wirtschaftsinspektors geboren und am 6. April 1844 zu Breslau ordiniert. Hierauf war er Kaplan und Administrator in Namslau bis Oktober 1845, dann kurze Zeit in Ratibor und Pfarrer in Kaulwitz. Die sehr beschwerliche Seelsorge bei drei Kirchen machte ihm einen Wechsel wünschenswert; am 10. Mai 1847 übernahm er die Parochie Petersdorf, zunächst als Administrator, dann als Pfarrer.

Gleich bei Beginn seiner Pfarrverwaltung wurde die Parochie von Typhus heimgesucht, wie überhaupt ganz Oberschlesien. Der Mißwachs dieses Unglücksjahres wurde durch Not der folgenden Jahre abgelöst. Mit noch größerem Vertrauen schlossen sich die Parochianen an ihren Seelsorger an, bei dem sie Hilfe und Rat erbaten. Ein Denkmal dieses Vertrauens war eine neue Orgel, welche aus milden Beiträgen vom Orgelbauer Haas aus Leobschütz erbaut und vom Erzpriester Haensel aus Gleiwitz am vierten Sonntag nach Ostern 1850 eingeweiht wurde.

Der Pfarrer hatte von dem sogenannten städtischen Vorwerk, welches parzellenweise an einzelne Besitzer verkauft worden war, den feldzehnten von allen Früchten, mit Ausnahme des Klees und Grases, zu genießen. Das Einsammeln der einzelnen Gaben war aber sehr beschwerlich und den Verpflichteten sehr lästig. Es kam daher die Ablösung des feldzehnten zu stande. Dadurch hatte der Pfarrer eine jährliche Einnahme von 46 Taler,

¹⁾ Bernhard Freiherr von Welczek senior war den 6. Januar 1804 geboren, am 5. Januar 1836 vermählte er sich mit Maria freiin Saurma. Nach dem Tode seines Vaters Joseph übernahm er 1839 die Herrschaft Laband mit Petersdorf. Er war Landesältester des Kreises Ost-Gleiwitz und Leutnant, starb 27. Februar 1862. Es folgte ihm sein einziger Sohn Bernhard Freiherr von Welczek junior, der in den Grafenstand erhoben wurde und die Herrschaft jetzt noch besitzt.

welche durch das Äquivalent für den Feldzehnt vom Dominium Laband vermehrt wurde. Ebenso wurden die sogenannten „eisernen Kühe“ kapitalisiert und der Pfarrer bezieht die Zinsen vom Kapital.

Im September 1852 trat die Cholera schrecklich auf, ganze Familien wurden fortgerissen. Es ist der Fall vorgekommen, daß in einem Grabe eine Mutter mit vier Kindern und einer Magd begraben wurde. Besonders waren schwer heimgesucht die Häuser zwischen der Peiskretschamer Chaussee und der Eisenbahn. Der Pfarrer führte die Rosenkranzbruderschaft ein, um die Parochianen im Unglück zu trösten.

Durch Abgang des Pfarrers Weckert aus Rauden nach Cosel wurde Rauden vakant. Nachdem Pfarrer Wanjura durch 8 Jahre 5 Monate mit der Parochie Petersdorf Freud und Leid getragen, verließ er, nachdem er noch mit seinen Parochianen den Ablass zu St. Bartholomäus gefeiert, am 27. August 1855 die hiesige Pfarrei und übernahm Rauden. Der Kreisvikar Ludwig Bolik administrierte Petersdorf.

Kurz vor seinem Abgang verfaßte Wanjura unter der Überschrift „Ad perpetuam rei memoriam“ auf 21 Seiten eine Chronik, in welcher er die Angaben der Ledwoch'schen Chronik wiederholt und über seine Zeit Aufschluß gibt. Die Parochie zählte 2560 Seelen. Dieselben waren katholischer, in Neudorf gemischter Konfession.

Über die Urbani-Kapelle schreibt Wanjura: Die Kapelle des heiligen Urbanus in Petersdorf von Welzeß gegenüber dem Kretscham hinter der Eisenbahn ist in unbestimmter Zeit erbaut. Am 25. Mai jeden Jahres wird am feste St. Urbani seit unwordenklichen Zeiten in der Kapelle ein Votivamt gehalten. Dieser Tag wird in der Gemeinde als ein Feiertag begangen zu Ehren des hl. Urbanus, des Patrons der Feldfrüchte. Von der Pfarrkirche aus, in welcher sich die Gläubigen sammeln, wird nach einem feierlichen Opfergange unter Absingung der Allerheiligen-Litanei prozessionaliter nach der Urbanskapelle aufgebrochen. Nach Vollendung des Gottesdienstes kehrt die Prozession in die Pfarrkirche zurück, woselbst der Segen erteilt wird. Des Nachmittags hält eine jede Gemeinde in ihren Grenzen Umgang um die Felder unter Vortragung des Kreuzes, der Fahnen und der sogenannten Urbani-Kerze. Die Lage der Kapelle vor dem Kretscham hat Veranlassung zu vielfachen Klagen gegeben. Die Kapelle hat eine kleine Glocke, mit welcher außer zum Gottesdienst zum Ave geläutet wird. Um die Kapelle sollen früher die totgeborenen Kinder und die Leichen Verunglückter begraben worden sein.

Erwähnenswert ist noch die Kapelle des hl. Johannes von Nepomuk in Zernitz deshalb, weil sich die Sage erhalten hat, daß sie auf einer Stelle erbaut ist, auf welcher zur Zeit des 30-jährigen Krieges die an der Pest

Verstorbenen aus Zernik beerdigt worden sind. Von allen Dorfsinsassen sollen nur zwei Mägde am Leben geblieben sein.

Die Parochie hat drei Kirchhöfe, zwei in Petersdorf und einen in Schalscha.

Schulen befinden sich in der Parochie drei, und zwar je eine in Petersdorf, Schalscha und Zernik, mit drei selbständigen Lehrern und einem Hilfslehrer in Petersdorf. Der Pfarrer ist Revisor der genannten Schulen, welche er mit seinem Gespann besuchen muß, nur erhält er von den beiden Gemeinden Zernik eine jährliche Entschädigung von zwei Taler, weil diese Schule erst in der jüngsten Zeit begründet ist. Die Kinder aus Zernik besuchten nämlich die Schule in Schalscha, wohin noch die Kinder aus Czakanau gehören. Weil aber die Schülerzahl für einen Lehrer zu groß war — über 200 Kinder —, die Kinder aus Zernik die Schule schlecht besuchten, so hat sich die Königliche Regierung zu Oppeln veranlaßt gefühlt, die beiden Gemeinden Zernik zur Errichtung einer eigenen Schule anzuhalten. Es wurde zu diesem Behufe eine Bauernstelle erkaufte, von dem vorhandenen Hause die Wohnstube belassen und an dieselbe die massive Schulstube und Küche für den Lehrer erbaut. Dabei erhielten die Gemeinden die Baumaterialien von Seiten der Patronate unentgeltlich, während sie selbst alle anderen durch den Bau entstandenen Kosten trugen. Die zu der erkaufte Bauernstelle gehörigen Äcker und Wiesen sind an einzelne Gemeindeglieder verpachtet worden und wird von dem Ertrage das Gehalt des Lehrers entrichtet. Das geschah 1851.¹⁾

An denjenigen Sonn- und Feiertagen, an welchen der Pfarrer den Gottesdienst in Schalscha abhalten muß, erhält er für sich, für den Knecht und für die Pferde Obdach und Beköstigung bei dem dortigen Dominium, weil er sonst das Recht hat, die Abholung zur Andacht und seine Beköstigung von der Gemeinde zu beanspruchen. Wenn aber an Wochentagen heilige Messe in Schalscha gehalten wird, so hat der Pfarrer wohl das Recht, die Entschädigung der Fuhr, aber keine Beköstigung zu verlangen. Weil von Alters her dicht an der Kirche ein kleines Pfarrhaus gelegen war, dieses aber vom Dominium eingezogen worden ist, erhält der Pfarrer dafür vom Dominium einen jährlichen Zins von 2 Tlr. 20 Sgr.²⁾

Dieses war der Zustand der Parochie im Jahre 1855. —

¹⁾ Die neue massive Schule in Zernik wurde 1856 erbaut; noch im Jahre 1865 besuchten diese Schule die Kinder aus Zernik und Czakanau.

²⁾ Besitzer von Schalscha waren 1730 Ludwig Mar v. Kossicki, 1749 Ludwig Franz v. Siemiecki, 1765 Crangott v. Siemiecki, 1768 Anna v. Mieroschewska, 1785 Frau v. Hunter, 1792 Karl v. Mleżko, 1815 Rittmeister v. Förster, 1821 Marie Luise Werdermann, 1835 Klobuzki, 1838 Adolfs Plewka, 1838 Antonie v. Groeling, 1852 die Erben, 1861 Viktor v. Groeling. (Nach Welzel's Notizen.)

Ein Verzeichnis der Messalien (Schüttgetreide) für die Jahre 1856 bis 1866 weist die einzelnen Besitzer nach, die messalienpflichtig waren. Die meisten schütteten dem Pfarrer ein Viertel Korn und ein Viertel Hafer. Ein Viertel Korn wurde 1856 berechnet mit 2 Tlr. 15 Sgr., ein Viertel Hafer mit 25 Sgr. In Petersdorf von Welczek gab es 23 Messalpflichtige, wozu noch das Dominium mit der großen Summe von 14 Viertel 2 Mezen Korn und ebensoviel Hafer hinzutrat.

In Petersdorf Städtisch gab es 15 Messalpflichtige. Ein Dominium gab es hier nicht mehr, da das städtische Vorwerk an die Bauern dismembriert war. Darum gaben einzelne Besitzer je zwei Viertel Korn und ebenso viel Hafer.

In Zernik Städtisch gab es 14 Messalpflichtige und kein Dominium; fast alle gaben je ein Viertel Korn und ebenso viel Hafer.

In Zernik von Groebing waren nur 7 Messalpflichtige. Das meiste Feld hatte das Dominium; von den eingezogenen Bauerngütern gab dasselbe 8 Viertel Korn und 8 Viertel Hafer, vom eigenen Dominialfelde nur 4 Viertel Korn, 6 Viertel Hafer. Dies ist wohl ein Beweis, daß, wie die Sage meldet, in der Pest während des 30 jährigen Krieges fast alle Bewohner in Zernik ausstarben; es gab keine Bauern mehr, die Bauernäcker zog das Dominium ein und besetzte nachher den Rest mit sieben Bauern beziehungsweise Gärtnern.

Ähnlich lagen die Verhältnisse in Schalscha. Hier gab es nur 5 Messalpflichtige; das Dominium gab von den eingezogenen Bauernäckern 8 Viertel Korn und ebenso viel Hafer, vom Dominialfelde selbst 4 Viertel Korn 6 Viertel Hafer.

Interessant ist die Bemerkung bei den Dominien Zernik von Groeling und Schalscha: „Da die Besitzer protestantisch sind, so wird für den Pfarrer für das nicht erhaltene Messalgetreide eine Steuerentschädigung von je 21 Sgr. 10 Pfg. termino Weihnachten gezahlt.“ —

Außerdem waren die Häusler, Bauern und Gärtner zur Entrichtung des Petersgroshen und der Kolende (zum Neujahrsumgang) in orisüblicher Höhe verpflichtet; die Bewohner von Neudorf gaben nach Belieben, weil Neudorf erst in jüngster Zeit entstanden war.

VIII.

Die Pfarrer Bolik, Ledwoch, Mattern, Stryczek.
Neubau der Pfarrkirche. Schule und industrielle
Anlagen.

Pfarrer Ludwig Bolik hatte einen heiteren, lebenswürdigen Charakter. Nach zehnjähriger Wirksamkeit, welche in eine durchaus ruhige Zeit fiel,

ging er als Pfarrer nach Gieraltowitz. Am 15. Mai 1865 übernahm die verwaiste Pfarrei Ignaz Ledwoch.

Dieser wurde in Gleiwitz am 1. Februar 1835 als Sohn eines Sattlermeisters und Hausbesitzers geboren und empfing am 28. Juni 1856 in Breslau die Priesterweihe. Er wirkte als Kaplan in Pilschowitz und durch 5 Jahre in Peiskretscham. Der katholische Gesellenverein in Peiskretscham ist seine Stiftung.

Wie war der Zustand der Pfarrei, als Ledwoch sie übernahm? Es bestand in derselben schon die Industrie; das sogenannte „alte Werk“ des Hegenscheidt, der aus Westfalen nach Gleiwitz eingewandert und hier durch seinen Scharfsinn, Fleiß und Glück als Mitbegründer der jetzt so blühenden Gleiwitzer Industrie einen unvergänglichen Namen sich erworben hat, bestand schon; das „neue Werk“ wurde gerade angebaut; auch bestand schon die Kern'sche Fabrik. Es folgten die Glasfabrik von Scharff, die Chamottefabrik. Letztere liegt teils auf Petersdorfer, teils auf Gleiwitzer Grund. Alle diese industriellen Anlagen lagen in der Kolonie Neudorf, und letztere verschmolz so innig mit Gleiwitz, daß sie schließlich zu der Stadt inkommunalisiert wurde.

Während des „Kulturkampfes“ wehte scharfe Luft auch in Petersdorf. Pfarrer Ledwoch wurde wegen Verbreitung des Boland'schen, ins Polnische übersetzten Buches *Stary Bóg żyje* (der alte Gott lebt) mit dem Erzpriester Bannerth aus Cost in das Gleiwitzer Gefängnis auf einen Monat eingeliefert. Als die Strafzeit abgehüßt war, verbreitete sich die Nachricht, der Pfarrer werde heute aus dem Gefängnis entlassen, wie ein Lauffeuer in der Gemeinde. Mit größter Begeisterung wurde der Pfarrer im feierlichen Zuge vom Gefängnis abgeholt; eine Prozession von mehr als 3000 Menschen mit Fahnen und Musik gab ihm das Ehrengelichte, Begrüßungsreden wurden gehalten, Freudenlieder gesungen.

Dieser feierliche Aufzug bekam den Teilnehmern teuer zu stehen; sie wurden wegen „grobe[n] Unfugs“ angeklagt, der Kirchvater zu 6 Wochen Gefängnis, manche andere zu Geldstrafen verurteilt.

Im übrigen verließen die 22 Jahre, die Pfarrer Ledwoch in Petersdorf zubrachte, still und ruhig, abgesehen von der Cholera, die zweimal die Parochie heimsuchte. Er ließ die Sakristei durchbrechen, über der Sakristei den Chor anbauen, die Bretterdecke im Schiff der Kirche mit Gips überziehen, das Eingangstor mit dem Christusbild bauen, die verfallenen Nebentaltäre durch neue ersetzen. Die Separation der Äcker, die Ablösung der Missalien, die Erweiterung des Kirchhofes machten manche nicht immer angenehme Verhandlungen erforderlich.

Die zunehmende Arbeitslast in einer Parochie, die von Jahr zu Jahr

durch die Industrie sich vermehrte, die große Entfernung der Pfarrei von der Pfarrkirche veranlaßten den Pfarrer Ledwoch, im Oktober 1886 die Pfarrei Laband zu übernehmen, wo er noch heute, unterstützt durch einen Kaplan, segensreich wirkt.

Es folgte Robert Mattern, bisher Kaplan in Beuthen. Mit rüstiger Kraft bewältigte er die große Arbeit ganz allein; es stellte sich aber nach Verlauf von einigen Jahren ein Herzleiden ein, dem er auch erlag († 3. Oktober 1895). Kurz vor seinem Tode erhielt er den Kaplan Oswald Sonneck zur Unterstützung.

Die verwaiste Pfarrei administrierte nunmehr der bisherige Kaplan Franz Ruhnau aus Rachowitz bis zur Ankunft des neuen Pfarrers Josef Stryczek am 13. Juli 1896. Der Administrator verblieb noch eine kurze Zeit als Kaplan am Orte, dann kam Kaplan Bruno Edler als Kaplan und wirkte hier drei Jahre. Er wurde durch den Kaplan Josef Kulik abgelöst, der ebenfalls drei Jahre dem Pfarrer zur Seite stand.

Pfarrer Josef Stryczek in Wilkau, Kreis Neustadt, am 22. Januar 1851 als Sohn eines Bauerngutsbesitzers geboren, wurde in Breslau am 2. Juli 1886, also verhältnismäßig spät ordiniert, weil er nach Beendigung seiner Gymnasialstudien das Gut seines Vaters zu verwalten hatte. Er war in Beuthen, wie sein Vorgänger Mattern, Kaplan.

Bei der Ankunft des Pfarrers Stryczek waren die Verhandlungen über die Eingemeindung der beiden Dörfer Petersdorf von Welzsch und Petersdorf Städtisch bereits in vollem Gange. Nur das erstere Dorf wollte zu Glewitz eingemeindet werden, Petersdorf Städtisch wehrte sich nach Kräften. Nach Überwindung dieses Widerstandes hörten beide Gemeinden am 1. April 1897 als selbständige Gemeinde auf zu existieren; sie wurden mit dem ganzen Gebiet zur Stadt Glewitz geschlagen. Durch diese Inkommunalisierung hat die Stadt an Einwohnerzahl und an Umfang des Gebietes gewaltig zugenommen. Nach Norden hin ist diese Erweiterung geschehen, und die Stadt kann nun ihre Riesenarme ohne Behinderung recken.

Auch Zernik bestand bekanntlich aus zwei Gemeinden mit zwei Dominien. Die eine Gemeinde mit dem Dominium, Acker, Wald, besteht noch unverehrt. Das Dominium gehört dem Herrn von Groeling, beziehungsweise den Erben, denen auch Schalscha gehört.¹⁾ — Die andere Gemeinde

¹⁾ Die Besitzer von Zernik sind gewesen: 1750 Franz Adam von Dobruski, 1770 Franz und Felix von Wojski, Majorin von Minningerode geborene von Wojski, 1775 Erdmann Joseph von Larisch, 1787 Martin Elsner, 1797 Gottlieb von Rymultowski, 1816 Gottlieb Heinrich von Rymultowski, 1817 Thomas Hofschek, 1835 Antonie von Groeling geborene freim von Welzsch, 1861 die Kinder. (Nach Welshels Notizen.)

Zernik bestand ebenfalls aus Dorf und Dominium. Die Stadt Gleiwitz dismembrierte das Dominium, nur ein Stück Wald ist der Stadt verblieben. Das Dorf selbst ist zur Stadt gezogen und somit als solches verschwunden.

Nördlich von Petersdorf lehnt sich ein Häuserkomplex an, Ellgoth genannt. Bei diesem ist ein Vorwerk. Ellgoth war keine selbständige Gemeinde, sondern gehörte nach Petersdorf. Durch die Eingemeindung ist auch der Häuserkomplex zu Gleiwitz gekommen, nur das Vorwerk ist von der Eingemeindung ausgeschlossen, ebenso wie das Vorwerk in Petersdorf. Beide Vorwerke gehören dem Grafen Welczek auf Laband. Ein Weg verbindet beide Vorwerke. Gerade an diesem Verbindungswege — auf Labander Grund — ist der neue Kirchhof im Dezember 1899 durch Pfarrer Stryczek angelegt worden. Der alte Kirchhof an der Chaussee ist geschlossen, bis auf die Erbbegräbnisse und jenen Teil, den die Protestanten benutzen.

Der neue Kirchhof gehört der Pfarrkirche an und ist nur für die Katholiken bestimmt, da er aus der Kirchkasse angekauft wurde. Die Protestanten beerdigen die Toten vorläufig noch auf dem besonderen alten Kirchhof.

Ist auch Petersdorf in Gleiwitz aufgegangen, so besteht doch die Parochie Petersdorf im alten Umfange weiter, nur wird sie jetzt „Petersdorf-Gleiwitz“ genannt.

Die ältere Pfarrkirche ist längst für die wachsende Zahl der Parochianen, gegenwärtig 18000 Seelen, unzulänglich. Schon Pfarrer Ledwoch hat den Plan gefaßt, eine neue Kirche zu bauen und zu diesem Zwecke 12000 Mark gesammelt. Diese Sammlungen hat Pfarrer Stryczek fortgesetzt und die Summe auf 40000 Mark gebracht. An den milden Gaben zum Kirchbau haben besonders die Arbeiter der Oberschlesischen Eisenindustrie (früher Hegenscheidt und Caro, jetzt Aktiengesellschaft) sich beteiligt. Auch ist bereits Zeichnung und Kostenanschlag, auf 575000 Mark lautend, von dem berühmten Erbauer zahlreicher Kirchen in Oberschlesien, Architekten Ludwig Schneider aus Oppeln, angefertigt. Die Unterhandlungen werden lebhaft weiter geführt und steht zu hoffen, daß schon im Jahre 1904 der Kirchbau beginnen wird.

Bei einem so raschen Wachstum der Pfarrgemeinden reichten zwei Geistliche nicht mehr aus. Max Ksoll kam im Oktober 1900 als zweiter Kaplan, Joseph Kulik wurde Oberkaplan. Als beide abgingen, wurde Theodor Winkler Oberkaplan, Viktor Christen zweiter Kaplan. Christen ist seit Mitte 1903 Religionslehrer am Seminar in Jüls, an seine Stelle trat Kaplan Buschmann.

Und nun die Schule! Als Pfarrer Ledwoch 1865 die Pfarrei übernahm, fand er in Petersdorf nur einen Lehrer (Bayer) und einen Adjunkten vor. Jetzt erhebt sich die 24klassige katholische Schule gegenüber dem alten Kirchhof an der Chaussee, die nach Peiskretscham führt. In neuester Zeit ist eine zwölfklassige Schule an der Tarnowitzer Chaussee bezogen worden. Diese ist nach Inkommunalisierung von der Stadt Gleiwitz erbaut und simultan. Eine dritte zwölfklassige Schule am Walde, ebenfalls simultan, baut die Stadt in der Gegenwart.

Es würde sich lohnen, die industriellen Anlagen auf dem Gebiete der beiden früheren Gemeinden Petersdorf in ihrer Entwicklung darzustellen. Doch gehört dazu eine fachkundige Feder. Es seien außer den bereits genannten erwähnt: Exportbrauerei Otto Kreuzer, A. Feinweber, Kesselschmiede und Maschinenbauanstalt, Weß'sche Ölfabrik, Fabrik von Weimann & Lange, Oberschlesische Kesselwerke v. B. Meyer, in letzter Zeit die Stern-Apotheke.

Die Verschmelzung der beiden früheren Gemeinden Petersdorf von Welzeck und Petersdorf Städtisch mit der Stadt Gleiwitz läßt noch manches zu wünschen übrig, schreitet jedoch unaufhaltsam fort. Vielleicht ist die Zeit nicht gar so fern, wo auch Schalscha und der Rest von Zernik, also die ganze Parochie Petersdorf, in der Metropole Gleiwitz aufgehen werden. Der Schöpferkraft der Industrie kann nichts widerstehen.

Juden und Aristokraten.

Eine oberschlesische Novelle

von

Paul Albers, Schloß Ober-Marflowitz.

I.

Das Schloß lag in einer der schönsten Gegenden Oberschlesiens, dicht an der Auslandsgrenze. Ein stattlicher Bau mit geräumigen Sälen und Gemächern. Die alten Eichen im Park waren Zeugen, daß das alte Adelsgeschlecht derer von Desposetti schon vor zwei Jahrhunderten Südtirol verlassen und in Deutschland festen Fuß gefaßt hatte. Der jüngste Sproß, Graf Eugen Amadeus von Desposetti, galt weit und breit als einer der charmantesten, aber auch leichtsinnigsten Kavaliers. Sekt, Jeu, Jagd und Weiber nannte er seine liebsten und harmlosesten Kinderspiele.

„Ich halte“, pflegte er oft lachend zu sagen, „den wahren Feudalismus doch noch hoch! Trotz meiner 28 ledigen Jahre verehren mich meine Dorfsassen als pater familias.“ Und in der Tat! Es gab in der Gemeinde wohl kaum eine Bauernfamilie, deren jüngstes Kind nicht eine frappante Ähnlichkeit mit Grafen Amadeus aufwies.

Ihm fehlte es trotz des Leutemangels auch nie an Arbeiterinnen auf Hof und Feld. Denn wenn er Geld übrig hatte, zahlte er gut, und wenn er, was größtenteils der Fall war, keines hatte, lohnte er die Dorfschönen mit zärtlichen Gunstbezeugungen. Das gegen dreitausend Morgen große Rittergut warf hübsche Revenuen ab. Es hätte sogar zwei Adelsfamilien ernähren können. Der verstorbene alte Graf hatte auch ein erkleckliches Vermögen hinterlassen. Sein Sohn war aber schnell damit fertig geworden und gab das Dreifache dessen aus, was das Gut einbrachte. Daher war es selbstverständlich, daß er im Laufe von fünf Jahren bis über die Ohren in Schulden saß. Indessen verdarben ihm solche Geldschwierigkeiten keineswegs die gute Laune. Jovial begrüßte er stets seinen allwöchentlichen Gast, den Gerichtsvollzieher.

Auch die Jagdhunde wedelten diesem freundlich, wie einem lieben Bekannten entgegen. Einmal hatte es Graf Amadeus sogar fertig gebracht, den immer wiederkehrenden Beamten, der eine Pfändung zu vollstrecken hatte, anzupumpen, nachdem er ihm bei einer Flasche Wein plausibel gemacht hatte, daß er durch eine reiche Partie mit einem Schläge eine Million sein eigen nennen würde.

Jetzt stand er auch in der Tat dicht vor einer solchen reichen Heirat. Um seinen Austritt aus dem famosen Junggesellenleben würdig zu feiern, hatte er seine flotten Freunde zu einer großen Jagd mit nachfolgendem Diner und Spielchen eingeladen. Zur Erhöhung der Festfreuden war eine fesche Damenkapelle aus Wien verschrieben worden.

Auf dem ganzen Erdenrund hätte man heut keine fideren, glücklicheren Menschen austreiben können, als den Grafen Eugen Amadeus von Desposetti.

Und warum sollte er auch nicht fidel sein?

Das Jagdresultat war ja ein glänzendes gewesen: achthundert und zwanzig Hasen, zweiundzwanzig Rehböcke, achtundsiebzig Fasanen und einen Fuchs hatte man zur Strecke gebracht.

Nun erzählten sich an der reich gedeckten Tafel die vornehmen Schützen ihre wahren und erfundenen Jagderlebnisse — Graf Auerspach, Landrat von Wittgenstein, Kammerherr von Bittkowski, Herr von Morgentreter und Domänenpächter Edler von Ehrenstein; lauter lebensfreudige, gutmütige und witzsprühende Genußmenschen. Mit gesundem Appetit hieben sie in die auserlesenen Speisen ein, stießen mit echtem Champagner auf das Wohl ihres splendiden Gastgebers an und liebkosten die kichernden, schon stark angeheiterten Musikdämchen, die unter ihnen in weißen, kurzen Ballettleidchen mitschmausten und mitzechten — hoïho, das war eine Lust! Lachen, Gläserklirren, Küssen und Scherzen!

Bis in die zwölfte Stunde hinein währte der Jagdschmaus.

„Meine Herrschaften! Vielgeliebte — eh, was sag' ich?! — vielliebende Damen“, toastete Edler von Ehrenstein mit stark wienerischem Accent — er war nämlich österreichischer Untertan, hatte aber seit etwa zehn Jahren das in Oberschlesien belegene, Baron von Kraß'sche Rittergut in Pacht — „Unser lieber Fraïnd und . . . Prost! — Gastgeber will sein Jungg'sellentum auf'n Nagel hängen und's heilige Joch der Ehe auf sich nehmen. Für mich is das aber jetzt sehr eine heikle Sach'. Denn wir wissen ja net emol, wie's denn heißt, die Erfor'ne —? Na, sicher is sie aus 'nem edlen Haus, und dieser kleine Schwernöter von Amadé will uns halt jetzt nur was vorflunkern. Da schaut's, wie er sich schon fraien tut, wann unsereins dann ganz paff sein wird. Aber's tut nir. Denn hoch soll's doch leben, die zukünftige Gräfin von Desposetti!“

„Hoch! hoch! die zukünftige Gräfin von Desposetti!“ tönte es aus aller Munde.

Über das weinfrohe Gesicht des Grafen von Amadeus flog ein kurzer Schatten. Aber sein lachender Leichtsinn vertrieb ihn bald.

„Ich danke Euch, liebe Gäste“, erwiderte er, „die Verlobung ging so rasch von statten, daß ich kaum Zeit gewann, sie zu veröffentlichen. Jedenfalls ist's eine gute Partie. Der Gerichtsvollzieher kam heut das letzte Mal aufs Schloß. Anderthalb Million sofort; das andre hinterher. Auch ist's ein liebes Mädch! Jenny von — von — ne! bloß Meier. Ihr Vater ist Bankier in Berlin. Nun wißt Ihr's. Aber jetzt 'ran an die Gewehre! Johann, stell die Spieltische zurecht.“

Schnell stand er auf und ging ins Nebenzimmer.

Die Gäste blickten ihm einige Sekunden mit verdutzten Gesichtern sprachlos nach.

„Meier!“ sagte Graf Auerspach gedehnt und mit hochmütigem Zucken um die Lippen.

„Hihih!“ kicherte seine kleine Nachbarin, indem sie das trunkene Blondköpfschen an seine Schulter lehnte, „die wird halt a Judenmadl sein. Hihih — Jessas! da kennt i ja a noch a Frau Gräfin werd'n. Hihih.“

„Der Amadé heiratet zwei jüdische Millionen“, lachte der Landrat, „hol' der Teufel, ich mach's ihm nach, wenn mir das Schädchen ein Simile verschafft! Was geht's uns an? Faites votre jeu, messieurs! Well Gentlemen, come to the cart-table!“

Fröhlich folgten ihm die Tischgenossen ins Spielzimmer.

Amadeus, der wohl ahnte, was hinter seinem Rücken gezischelt worden war, saß bereits an einem großen, mit grünem Tuch beschlagenen Tische, vor sich einen Haufen blinkender Goldstücke und zwei Spiele französischer Karten.

In wenigen Minuten hatte der Teufel alle Gemüter mit Beschlag belegt. Man setzte und setzte, ein Herr zuweilen auch für eins der Mädchen, das ihm aus Dankbarkeit ein Schäferstündchen vor Morgengrauen in Aussicht gestellt hatte . . .

II.

Einige Wochen später zog Gräfin Jenny von Desposetti geborene Meier als Schloßherrin ein, eine schlanke, biegsame Gestalt, mit großen träumerischen Augen und nicht zu verkennbaren, orientalischen Gesichtszügen. Sie glaubte, nur „zufällig“ dem eleganten Grafen in einer befreundeten, reichen Bankiersfamilie begegnet zu sein. Denn sie, das einzige verwöhnte Kind des Millionärs, das das Leben nur aus den vornehmen Salons, aus

den Romanen idealer Dichter kannte, hatte keine Ahnung davon, daß es auf dieser unvollkommenen Welt auch „Schadchen“ oder Heiratsvermittler gäbe, die gegen hohe Provisionen altadligen, aber geldbedürftigen Aristokraten die Türen reicher, aber namensloser Bankierfamilien öffneten. Der hübsche Lebemann hatte das achtzehnjährige, unerfahrene Mädchen durch seine Aufmerksamkeit berauscht und sein Herz im Sturme erobert. Es hielt das dunkle Gefühl für Liebe, für die erste, echte und reinsten Liebe. Es glaubte den Liebeschwüren des Geliebten und reichte ihm schüchtern die zarte, kleine Hand zum Ehebunde, da auch Papa und Mama gegen die vornehme Heirat nichts einzuwenden hatten.

Der alte Meier faßte die Herzensangelegenheit nicht ganz so harmlos auf, wie sein phantastisch veranlagtes Töchterlein. Er zog Erkundigungen ein und wußte bald, weshalb Amadeus sein Auge gerade auf Jenny geworfen hatte. Er erfuhr auch, daß der junge Graf verschuldet sei und alle anderen Tugenden, nur nicht die der Solidität besaß. Indessen ließen sich die Schulden ohne Schwierigkeiten bezahlen; das Rittergut stand in bester Kultur und brachte seine Erträge. Jugend hat keine Tugend. Wenn der Graf erst verheiratet sein und in glänzenden Vermögensverhältnissen leben würde, gäb's sicher ein Besinnen. — Er würde dem Spiele Valet sagen. Seine Jenny — redete sich der Bankier ein — würde den Gatten durch ihr feines Benehmen, ihren Geist und Sinn für alles Gute und Schöne schon auf bessere Wege bringen. Leichtsinrige Schulden von Schwieger-söhnen bezahle man zwar nicht gern, indessen sei eine Grafenkrone doch auch ein Äquivalent für eine unliebsame Ausgabe.

Deshalb entschloß sich Herr Meier bald, seine Zustimmung zu der Heirat zu geben. Er fragte seinen vornehmen, zukünftigen Schwiegersohn nach der Höhe seiner Schulden, bezahlte sie auf einem Brett, ließ auf dem Rittergute eine Mitgift von achtmalshunderttausend Mark für seine Tochter eintragen und bestimmte seine Frau, zu allem „Ja“ zu sagen, was sie immer zu tun pflegte.

Kurze Zeit darauf fand die Hochzeit statt.

Das junge Paar reiste nach Italien und demnächst nach der neuen Heimat.

Graf Amadeus machte mit seiner jungen Frau bei allen seinen Bekannten Besuche. Erst rümpften diese die Nase; als sie aber einsahen, daß die Gräfin durch ihre feine Bildung, ihr zurückhaltendes und doch selbstbewußtes Auftreten sich eine Stellung in der Aristokratie erringen und auch behaupten würde, zogen sie es vor, sie schließlich als ihresgleichen zu betrachten. Denn sie trug ja nach Gesetz und Recht Stand und Namen ihres Gatten.

Jenny verlebte einige glückliche Ehejahre. Ihr Gatte fühlte sich ihr und den Ihrigen zum Danke verpflichtet. Mit Ekel dachte er jetzt an die früheren Besuche des Gerichtsvollziehers zurück. Er lebte seinem Berufe als Landwirt, ging der Jagd nach, unterhielt lebhaften Verkehr mit der übrigen Landaristokratie und den Offizieren der Kreisstadt; während des Winters machte er Reisen nach südlichen Ländern. Das Eheglück schien den Gipfel erreicht zu haben, als die Gräfin nach zweijähriger Ehe den Gemahl mit einem Sohne beschenkte. Aber bald nach der Geburt des Kindes fing sie zu kränkeln an. Das Rot wich von ihren Wangen, ihre Lippen färbten sich bläulich, und das einst schöne Gesicht wies, wie es bei Jüdinnen oft zu geschehen pflegt, von Tag zu Tag immer mehr die scharfen Züge der Orientalen auf.

Jenny wurde sich dessen bewußt und erschrak. Es war nicht Eitelkeit; es war nicht Sorge um ihre schnell verblühende Schönheit; es war Angst, die Liebe des in der Jugendkraft strotzenden, heiß geliebten Mannes zu verlieren. In bangen Stunden tröstete sie sich damit, daß Amadeus sie doch nur aus Neigung geheiratet hätte und er ihr nicht entgelten konnte, woran sie keine Schuld trüge. Dann aber sagte sie sich wieder, daß sein Benehmen ihr gegenüber nicht mehr dasselbe wie früher wäre. Denn oft blieb er wochenlang von Hause fern; er schob Geschäftsreisen vor oder dringende Besuche bei Verwandten und Freunden. Oft kam er erst des Morgens mit weingerötetem Gesichte aus der Kreisstadt, war mürrisch oder wortkarg. Auch vermied er es jetzt, mit seiner Gattin Gesellschaften zu besuchen. Sie fühlte instinktiv, daß sich langsam zwischen ihm und ihr eine Kluft breite, deren dunkle verhängnisvolle Tiefe ihr sorgengekrübbtes Auge noch nicht zu erblicken vermochte.

III.

Alle ihre Bekannten wußten es, nur die Gräfin wußte es nicht. Amadeus lebte außerhalb seines Schlosses wieder, ganz wie früher, lustig in den Tag hinein. Doch hatte er, was seine Freunde mit Bedauern bemerkten, ein kleines Defizit in seiner ritterlichen Gesinnung gegen ehemals zu verzeichnen. Er spielte mit der alten, tollen Leidenschaft. Während er aber in seinen Junggesellentagen sein Kartenglück nur mit Standesgenossen und seines Gleichen versuchte, kam es jetzt mitunter vor, daß sich im Weinrestaurant an den Tisch, auf welchem er die Bank hielt, Spieler gesellten, die nicht zu seiner Gesellschaftsklasse gehörten. Auch wurde er erregt, wenn er verlor, und er verlor fast regelmäßig. Früher nahm er Gewinn und Verlust mit demselben vornehmen Gleichmut hin. Doch nicht allein die alte Spielleidenschaft hatte ihn von neuem ergriffen; auch das „Weib“

spielte von neuem eine Rolle in seinem Leben. Und zwar keine anspruchslöse. Im Dorfe hatte er allerlei Liebeshändel, die jedermann bekannt waren; in der Kreisstadt hatte er sein Verhältnis und sogar in den Berliner Amor- und Blumensälen war er ein häufiger Gast. Er stellte auch wieder Wechsel in recht beträchtlicher Höhe und gegen wucherische Zinsen aus.

Seine Bekannten moquierten sich über ihn hinter seinem Rücken, aber niemand hatte den Mut oder die Lust, ihm ins Gesicht ernstliche Vorhaltungen zu machen. Überdies nahm jeder an, daß Herr Meier, wenn es dazu käme, seine Schulden ohne weiteres bezahlen würde. Man wollte sich ihn auch nicht zum Feinde machen, denn er bekleidete verschiedene einflußreiche Stellen im Kreistage und in der Bezirksregierung. Auch stand er bei politischen Wahlen an der Spitze der maßgebenden Partei. Nur ein Jugendfreund, Graf von Wangenstein, erinnerte ihn einmal in einem Briefe an seine Pflichten. Amadeus aber warf hohnlachend das Schreiben mit den Worten ins Feuer: „Das verrückte Euder!“

Graf von Wangenstein war ein Originalmensch seinem Äußeren und Innern nach. Er war in ganz Oberschlesien bekannt. Stets ging er in einem langen, schwarzen Salonrock, den Überzieher auf dem Arm und den Zylinder tief in die Stirn gedrückt, was seine große hagere Gestalt noch größer erscheinen ließ. Vielsacher Millionär, kümmerte er sich weder um das Groß der Menschen, noch um deren Tratsch. Er hatte kein festes Domizil, lebte fast ausschließlich in den ersten Hotels Berlins, Wiens, Dresdens und in den Schlafwagen der Eypreßzüge. Dabei hatte er verschiedene, zu Tage tretende Marotten. Er verwaltete sein ungeheures Vermögen und seine Güter fast ausschließlich allein, wobei ihm sein phänomenales Gedächtnis zu gute kam. Er schrieb fast nie einen Brief, sondern telegraphierte seitenlange Depeschen, von denen manche zwanzig Mark und mehr kostete. Ihm behagte dieses ruhelose Wanderleben. Auf seinen Fahrten las er viel und besaß eine ausgezeichnete Kenntnis der Philosophie und Literatur. In seinem Handeln und Denken lag viel Ritterlichkeit, Edelsinn und warmes Menschentum. Er nahm keine Rücksicht auf sogenannte Weltklugheit, wenn er etwas für recht und wahr erkannt hatte, und deshalb war er der einzige, der seinem alten Jugendfreunde Vorhaltungen zu machen sich verpflichtet hielt. Aber wie das Groß der Menschen kein Verständnis für den edlen Kern dieses prächtigen Sonderlings hatte und von den kleinen Äußerlichkeiten Rückschlüsse auf sein Seelenleben zog, hatte auch Amadeus kein Verständnis für ihn übrig und nannte ihn geringschätzend mit der Menge „ein verrücktes Euder“.

Und dieser Brief war ihm grade heut um so ungelegener gekommen; denn er hatte die verfloßene Nacht zehntausend Mark verloren, und sollte

überdies in wenigen Tagen einen Wechsel über zwanzigtausend Mark decken. In der Wirtschaftskasse war kein Geld, da er auf die Ernte bereits erhebliche Vorschüsse entnommen hatte und die täglichen laufenden Erträge aus Kuhstall und Brennerei die laufenden, täglichen Ausgaben decken mußten.

Unruhig ging er im Zimmer auf und ab. Er kämpfte mit sich, ob er sich seiner Gattin gegenüber offenbaren sollte. Es widerstand ihm dies. Aber wie sollte er die augenblickliche Kalamität beseitigen? Mit Widerstreben betrat er Jennys Boudoir.

Die bleiche, vereinsamte Frau lag auf der Chaiselongue; neben ihr auf dem Smyrnateppich spielte Fritz, der kleine Graf.

Verwundert blickte sie auf. Sie konnte sich kaum des Tages mehr erinnern, an dem sie ihr Gatte zum letzten Male in ihrem Boudoir aufgesucht hatte.

„Amadé, was fehlt Dir?“ — fragte sie geängstigt, als sie die dunklen Wolken auf seiner Stirn wahrte.

„Mir? . . . mir? . . . mir fehlt viel . . . vor allem viel Geld!“

„Viel Geld? Ich verstehe Dich nicht! Ich denke, wir sind doch reich? Du hast Dein schönes Gut und Papa hat mir doch so viel Geld mitgegeben!“

Die Jornesader auf der Schläfe des Grafen schwoll plötzlich stark an und jähe Röte schoß in sein Gesicht. Der Weinrausch von gestern brannte noch in seinen Pulsen, raubte ihm jedes Gefühl von Ritterlichkeit und entfesselte einen zügellosen Wutausbruch.

„Da sieht man“, schrie er, seiner nicht mächtig, „den verfluchten Judengeiz! Du hast wohl Angst, daß Dein Vater sein Wuchergeld hergeben soll?! Verdammtes Judenweib!“ —

Mit einem verzweifelten Schmerzensschrei sank die Gräfin ohnmächtig von der Chaiselongue. Fritz schrie instinktiv um Hilfe, obwohl sein kleines Kindergehirn nichts von dem ganzen Vorgang begriffen hatte. Bestürzt eilte die Jose aus dem Nebenzimmer herbei, die, angelockt durch die laute Stimme des Grafen, an der Tür gehorcht hatte. Sie hob die ohnmächtige Herrin empor, besprengte sie mit Eau de Cologne und warf Amadeus einen giftigen Blick zu.

„Bringen Sie die Frau Gräfin wieder zu sich!“ befahl er in barschem Tone und verließ das Boudoir. Er hatte wieder seine Beherrschung zurück-erlangt und schämte sich vor der Jose. Dann ließ er aus der Kreisstadt den Arzt holen.

Dr. Weiß machte ein bedenkliches Gesicht: „Es ist eine Art Nervenlähmung, ein choc, den die Gräfin infolge eines plötzlichen Schrecks oder einer jähen starken Gemütsbewegung erlitten hat. Sie hat augenblicklich die Sprache verloren; doch ist dies voraussichtlich nur eine vorübergehende

Erscheinung. Ist Ihnen, Herr Graf, denn nichts bekannt, was Ihre Frau Gemahlin plötzlich in starken Schreck versetzt haben könnte?"

„Ich weiß nicht . . . nein . . . nein . . . mir ist nichts bekannt.“

„Eigentümlich! Hoffentlich geht der Zustand vorüber. Er ist aber nicht unbedenklich. Ich würde dem Herrn Grafen raten, um die Schwiegereltern zu telegraphieren.“

„Mein Gott, Sie ängstigen mich! — Was könnten denn für Folgen eintreten?"

„Ja, das läßt sich jetzt noch nicht sagen. Ich kenne ja nicht einmal die Veranlassung zu dieser eigentümlichen Krankheitserscheinung.“

„Ich . . . ich . . . glaube, — die Gräfin hatte . . . mit ihrer Jose einen Auftritt . . .“

„Das kann die Veranlassung zu so einer schweren Nervenlähmung unmöglich gewesen sein. Nein; irgend etwas anderes muß ihr Nervensystem plötzlich sehr stark erschüttert haben. Oft tritt nach derartigen jähen Einwirkungen auf die Nerven auch dauernde Lähmung, Melancholie Geistesstörung oder Verlust der Sprache ein. Indessen gehen, wie gesagt, solche Zustände auch wieder ohne nachteilige Folgen vorüber. Hoffen wir das Beste. Viel läßt sich zur Zeit nicht anordnen. Ruhe, kalte Umschläge und etwas Brom, das ich verschreiben werde. Jedenfalls empfehle ich nochmals, nach den Eltern der Gräfin zu telegraphieren. Bitte mich morgen früh wieder abholen zu lassen. Adieu, Herr Graf!“

IV.

Die Gräfin hatte noch nicht völlig das klare Bewußtsein zurückerlangt, als der alte Meier mit dem Schnellzuge eintraf. Ihr Gatte hatte es sich zwar vorgenommen, dem Schwiegervater mit einem gewissen Hochmut und Trotz entgegenzutreten; doch wurde er recht bald kleinlaut. Denn der alte Herr brach bei dem Anblick seiner erkrankten Tochter fast zusammen.

„Was habt Ihr denn mit meinem Kinde angestellt?" rief er wiederholt und rang die Hände. „Du mußt ihr etwas angetan haben; denn sie phantasiert fortwährend von roher Behandlung und Beschimpfung.“

„Sie phantasiert eben“, erwiderte der Graf ärgerlich. — „An der ganzen Geschichte ist gar nichts. Ich hab mich nur übereilt und ihr etwas schonungslos mitgeteilt, daß — daß — ich noch dreißigtausend Mark Schulden habe, die bezahlt werden müssen.“

„Noch Schulden! — — Das hab' ich allerdings nicht erwartet! Trotzdem war das kein Grund, Jenny in dieser Weise aufzuregen! Meine Geschäfte gehen dies Jahr schlechter, weil der Handel augenblicklich darnieder liegt. Ich werde die Angelegenheit aber sofort ordnen.“

Amadeus atmete erleichtert auf; so billigen Kaufs davon zu kommen hatte er selbst nicht gehofft. In seiner Seele regten sich jetzt Vorwürfe über seinen Lebenswandel, sein Verhalten zu seiner Jenny und die in ihrer Gegenwart dem Vater zugefügte unverdiente Beschimpfung. In einem Anflug von Rührung umarmte er daher Herrn Meier und gab sich sogar den Anschein, als ob er die Hand des gütigen Schwiegervaters aus Dankbarkeit küssen wollte, was dieser jedoch verhinderte.

Um die günstige Stimmung zu erhalten, holte er auch noch den kleinen Grafen herbei, nahm ihm zum ersten Male in seinem Leben auf den Arm und überreichte ihn dem Großvater.

Der alte Herr herzte und liebte den Enkel; er weinte helle Tränen theils vor Rührung, theils vor Besorgnis um seine Tochter.

„Es ist alles geregelt“, flüsterte Amadeus leise der Kammerzofe zu, „ich weiß, Sie haben den Austritt belauscht. Wenn Sie die Frau Gräfin lieb haben, so schweigen Sie vor jedermann über das Vorgefallene. Reden Sie auch der Frau Gräfin zu. Es wird ja alles wieder gut werden.“

„Aber der Herr Graf werden nicht besser werden!“ — entgegnete die Zofe schnippisch; sie ahnte, daß sie jetzt eine gewisse Position im Schlosse gewonnen hatte und daß sie ihr Dienstherr fürchte.

Der Graf lachte, indem er sich den Anschein gab, als ob er den dreisten Vorwurf der Domestike nur für eine scherzhafte Bemerkung ansähe; im Innern aber schwor er sich's zu: „Das Frauzimmer wird bei passender Gelegenheit zum Teufel gejagt.“

Dann ging er in das Boudoir der Gräfin, setzte sich neben ihr Bett und streichelte ihr bleiches Antlitz.

Die Kranke sah ihn mit müden Augen an. Indessen übten die Liebesfugungen des Gatten einen wunderbaren Einfluß auf sie. Denn bald fing sie zu lächeln an, erhob sich von ihrem Lager und sagte:

„Amadé . . . es ist mir, als hätte ich einen bösen Traum geträumt. — Aber der Traum ist verschwunden und alles ist wieder gut! Nichts hilft besser und schneller als die Liebe. Wo ist denn mein Söhnchen?“

„Beim Großpapa. Der Großpapa hat uns besucht, als er hörte, daß Du unpäßlich geworden seist. Nicht wahr, Jenny, Du verzeihst mir alles?! Dein Vater ist ja so gut, so engelsgut! Er hat mir meine Sorgen sofort abgenommen. Liebst Du mich wieder wie früher?“

Jenny legte beide Arme um den Hals des Gatten.

Nach vier Tagen verließ sie das Lager, und stiller Friede zog wieder ein in das alte Schloß.

„Gott sei Dank, Kinder“, sagte der alte Herr Meier bei seinem Abschied, „Gott sei Dank, daß ich hier gewesen bin! Nun fahr' ich

beruhigt nach Berlin zurück . . . Aber macht mir solche Geschichten nicht wieder!"

Dann fuhr er ab.

Die Aufmerksamkeiten des Grafen gegen seine junge Frau hielten knappe vierzehn Tage an.

"Ich kann doch mein Naturell nicht ändern und aus mir keinen anderen Menschen machen — schrieb er an seinen Klubfreund in der Kreisstadt. — Vor langer Weile mag ich auf dem alten Schloß hier auch nicht verrechnen. Deshalb hoff' ich Dich heut' abend bei Treumann zu treffen. Ich will mal wieder mein Glück versuchen und die verlorenen zehntausend Mark wiedergewinnen. Also auf Wiedersehen!"

Er gewann jedoch an diesem Abend die zehntausend Mark nicht, sondern verlor von neuem zweitausend Mark. Tagtäglich fuhr er jetzt wieder nach der Kreisstadt, tagtäglich kehrte er erst am Morgen nach Haus, und die Gräfin saß wieder allein und vergrämt in ihrem Boudoir. Ihr einziger Trost war ihr Kind.

"Nehmen sich Frau Gräfin die Sache doch nicht so zu Herzen", sagte die Jose, "der Herr Graf ist nun einmal etwas Lebemann. Wenn er älter geworden ist, wird er schon zu Hause bleiben. Die Männer taugen in jungen Jahren halt alle nichts. Erst wenn sie die Gicht plagt, werden sie vernünftig. Wenigstens liebt sie doch der Herr Graf."

Die Jose wußte, daß der Graf die Gräfin nicht liebte, aber sie wußte auch, daß sie mit dieser unwahren Versicherung die unglückliche Frau noch am wirksamsten zu trösten imstande war.

Eines Tages ging Jenny allein durch die Felder. Sie liebte solche einsame Spaziergänge, um der großen Natur ihre Leiden zu klagen. Die Natur sprach zu ihr: "Ich bin denen, die mich suchen, stets die beste Freundin und Trösterin. Allstündlich muß ich die Schmerzen meiner Geschöpfe mit ansehen: Dort raubt der Stößer der Rebhenne ihr Junges, das sie mit Verachtung ihres eigenen Lebens verteidigt; da fängt die Grasmücke den bunten Falter, der sich eben noch über dem Dufte der Dolden und Blüten seines jungen, kurzen Lebens erfreute; hier streckt die Kugel des Jägers den stolzen Edelhirsch nieder, der brünstig nach Liebe schrie. Das alles sehe ich und vermag nicht zu helfen, da mein größtes Gesetz das Opfer ist. — Ein Geschöpf muß dem andern geopfert werden, weil nur im Tode des einen das Leben des anderen keimt . . . Ich sehe es, ich muß es zulassen, aber verstehe den Todeschrei und die Angst eines jeden meiner Kinder. — Alles opfert! Opfere auch Du Deinen Gram demjenigen, der all die Opfer von uns verlangt!"

Die hohen Weizenähren neigten sich stumm zum Abendgrüße vor der

Schloßherrin. Sie schritt dem Weiher zu, wo sie oft unter einer alten morschen Weide in das tiefe Wasser hineinträumte und hineinsahnte. In rötlicher Schwüle lag das Abendlicht auf den weißen und gelben Wasserrosen, die über den breiten grünen Blättern ihre Köpfe wiegten . . . Hier war so recht ein Ort zum träumen — vielleicht auch zum vergessen.

Unter der alten Weide saß eine junge, hübsche Bauerndirne. Sie schien die Gräfin zu erwarten.

„Was machst Du denn hier, Franzla?“ fragte die Gräfin, die fast alle Dorfbewohner dem Namen nach kannte, „Du siehst ja so traurig drein! Ist Dir Dein Liebster etwa untreu geworden!“

„Ach, Gott! Ach, Gott!“ schluchzte das Mädchen. „Die gnädigste Frau Gräfin wissen schon? — Ich wollte ja nicht . . . aber der Herr Graf haben mir so geschmeichelt —“

Jennys Augen wurden gläsern und starr. Über ihr Antlitz zog Leichenblässe. Krampfhaft hielt sie die kleinen Hände geballt und sah die Dirne sprachlos einige Sekunden an. Dann sagte sie mit todesmatter Stimme:

„Ich hab' Dich nicht recht verstanden, Franzla. Du sprachst vom gnädigsten Herrn Grafen. — Was hatte er mit Dir?“

„Sei'n mir die gnädigste Frau Gräfin nur nicht böse!“ jammerte das Mädchen, „ach Gott, ach Gott! Meine Mutter hat mich auch schon verflucht . . . Der Herr Graf tat so hübsch zu mir . . . und da ist's halt geschehen. — Ich konnte mich ihm doch nicht widersetzen . . . Er ist doch der gnädige Herr . . . jetzt will mich die Mutter rauswerfen; . . . und — — — — das Kind ist doch bald da — ach Gott, ach Gott!“

Franzla war der Gräfin zu Füßen gefallen und umklammerte ihre Kniee. Das seidene Gewand knisterte laut bei dieser Berührung . . . es knisterte, wie ein jäh ausbrechender Feuersbrand.

Jenny stand hochaufgerichtet da. Schroff wies sie das Mädchen von sich, daß es erschreckt aufsprang.

„Rühr' mich nicht an, Ehebrecherin“, schrie sie empört und verzweifelt auf, „hier hast Du für Dich und Dein Kind den Sündenlohn!“

Sie griff in die Tasche und warf eine gefüllte Geldbörse weit von sich auf den Fußboden.

. . . Auch das noch! . . . auch das noch — klang es ihr in die Ohren — er hat Dich verraten, nachdem er Dich gekauft hat . . . Dort unten ist Ruh für Dein armes, gequältes Herz . . . spring' hinein! Hinein in die nasse Tiefe . . .

Sie wußte nicht, was sie tat. Unwiderstehlich zog es sie hinab in die flut. Sie breitete die Arme aus und sprang hinein.

Über ihr schlugen die Wogen zusammen und tanzten die Wasserrosen erschreckt auf den bewegten Wellen des Teiches.

Alles war das Werk eines Augenblicks.

Franzla schrie, was sie schreien konnte, um Hilfe.

Feldarbeiter hatten in einiger Entfernung den Vorgang beobachtet. In rasender Eile liefen sie herbei. Beherzte Männer sprangen, völlig bekleidet, in das Wasser. Die dicht verzweigten Wurzeln der Wasserrosen hatten die lebensmüde Frau nicht in die Tiefe sinken lassen. Wie von Niren Händen war sie dicht unter der Oberfläche gehalten worden. Nach etwa zehn Minuten schafften sie die Leute ans Ufer.

Mit geschlossenen Augen und regungslos lag sie da.

„Ihr müßt sie reiben!“ schrie Franzla verzweifelt.

„Geh Du nur fort, Du schlechte Person“, herrschte sie Jantef Remiorcz, der Hoffnecht an, „wir wissen schon allein, was wir zu tun haben.“

Den angestrengten Bemühungen der Männer gelang es, die unglückliche Frau wieder ins Leben zu rufen.

„Wo bin ich?“ fragte sie leise und verwundert die Umstehenden. „Habe ich geschlafen?“

„Die gnädigste Frau Gräfin sind ins Wasser gefallen. Gott sei Dank ist aber nichts passiert. Frau Gräfin sind nur naß. Wir werden die Frau Gräfin gleich nach Hause tragen, damit Sie sich nicht erkälten.“

„Ich werde gehen. Führt mich nur.“

Zwei Männer führten sie nach dem Schlosse.

Eine Equipage wurde um den Arzt, die andere um den Grafen nach der Kreisstadt geschickt.

Der Arzt bestieg auf die Meldung hin sofort das Gefährt.

„Der Kutscher soll etwas warten“, befahl Graf Amadeus dem Oberkellner, der ihm die Nachricht von dem Unfall der Gräfin möglichst schonend überbrachte, „ich werde bald kommen. Ich muß nur die Kunde zu Ende spielen.“

(Schluß folgt.)

Umschau.¹⁾

Oberschlesien im Januar 1904.

Von

B. B.

Rekonvaleszenz der wirtschaftlichen Verhältnisse. — Ostasiatische Frage. — Deutscher Stahlverband. — Zusammenschluß der schlesischen Zinkwalzwerke. — Königin Luisengrube. — Kanalisation in Königshütte und in Laurahütte-Siemianowitz. — Bohrungen bei Polnisch-Neufirkh und Verleihungen im Neisseischen. — Zuckerfabrik Koberwitz. — Handschuhindustrie in Ziegenhals. — Die landwirtschaftlichen Vereine. — Russische Schweine. — Forstwirtschaft. Plesser Auerochsen. — Neues Stadttheater in Oppeln. — Theateraufführungen, Volksunterhaltungen und Elternabende. — Volksschulen. — Aus der Gesellschaft.

Dem Wahlspruch gemäß, dem wohl die meisten unserer industrie- und geschäftstüchtigen Oberschlesier huldigen und der da lautet: „zuerst das Geschäft und dann das Vergnügen“, beginnen wir unsere heutige Umschau mit einer Schilderung dessen, was während des verflossenen Monats in erster Reihe die Geschäftswelt bewegt hat, und gehen dann zu den anderen Erscheinungen des öffentlichen Lebens Oberschlesiens über.

Mit dem Monat Januar, der das neue Jahr beginnt, wenden sich unsere Blicke fragend vorwärts. Aber noch einmal schauen wir rückwärts auf das verflossene Jahr, das für viele gewiß ein schweres Jahr war, voll

¹⁾ Neben der Chronik, welche die wichtigsten Ereignisse des verstrichenen Monats, Ereignisse von gewissermaßen einschneidender Bedeutung, nach den Daten ihres Eintreffens oder Bekanntwerdens wie bisher registrieren wird, beabsichtigen wir von nun ab, allmonatlich unter obigem Titel eine Besprechung sämtlicher Erscheinungen des geschäftlichen, des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens Oberschlesiens in zwangloser Form zu bringen.

Die Redaktion.

trüber Erfahrungen und Enttäuschungen, für wenige nur ein Jahr der Freude und des ungestörten Glücks. In Bezug auf die Wirtschafts- und die Börsenlage hat das vergangene Jahr wohl zum großen Teil gehalten, was es versprochen: es bildete ein normales Glied der gesunden Weiterentwicklung unserer in der Refondaleszenz befindlichen wirtschaftlichen Verhältnisse. Vor allem hat das Kreditwesen nach den harten Schlägen der Krisenjahre eine normale Gestalt angenommen. Unter der Herrschaft eines ungetrübten Weltfriedens — der leider jetzt wiederum in die Brüche gegangen ist — konnten sich die Geschäfte bei durchaus normalen allgemeinen Verhältnissen ruhig fortentwickeln, das Vorhandensein durchweg normaler Geldverhältnisse an den deutschen Märkten begünstigte eine fast ausnahmslos aufwärts strebende Preisbewegung auf nahezu allen Linien des Börsenverkehrs. In der Regel ist die geschäftliche Tätigkeit „zwischen den Jahren“ — um die Zeit des Jahreswechsels — müde, teilnahmslos und zurückhaltend. Dazu kam nun noch diesmal die Trübung des Horizonts durch die Gewitterwolke der ostasiatischen Frage, die während des ganzen Monats Januar ihren störenden Einfluß auf die Börsen- und Wirtschafts- lage ausübte. Infolgedessen haben zu Beginn des Jahres 1904 die Kurse eine Abschwächung erfahren, es zeigten sich Rückgänge in Bank- und Montanpapieren und einigen Rentengattungen. So bildete die Börse das Opfer der widersprechendsten, alarmierenden und ab und zu wieder beruhigenden ostasiatischen Nachrichten. Unsere Börse verhartete in nahezu völliger Untätigkeit. Und doch war in Oberschlesien die Grundstimmung der Börse und des Marktes eine ziemlich feste. Die Spirituspreise wurden im Januar bedeutend erhöht, ebenso sind die Rohzinkpreise gestiegen, der Preis des Zinkblechs um 1 Mark für 100 kg; überhaupt herrschte am Zinkblechmarke starke Nachfrage. Die Stellung, welche die oberschlesische Eisenindustrie zur deutschen Stahlwerkverbandsfrage einzunehmen hat, wurde auf einer in Gleiwitz stattgefundenen Konferenz von Vertretern der vereinigten oberschlesischen Walzwerke klargestellt. Allgemein wurde anerkannt, daß das Zustandekommen des deutschen Stahlverbandes, als dessen Leiter, wie mehrfach gemeldet wurde, der an der Spitze der Oberschlesischen Eisen-Industrie-Aktiengesellschaft stehende Kommerzienrat Caro ausersehen ist, sowohl für die Zukunft der Eisenindustrie Oberschlesiens als auch in sozial-politischer Beziehung für Deutschland von großer Bedeutung sei. In Oberschlesien hat man die Notwendigkeit einer solchen Einigung stets anerkannt; aber man hat zu gleicher Zeit sich nicht der Überzeugung verschlossen, daß die Einschätzungsfrage vitale Interessen der oberschlesischen Eisenindustrie berührt. Übrigens ist im Januar ein Zusammenschluß der schlesischen Zinkwalzwerke erfolgt; die Verhandlungen zwischen der Schlesischen

Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb, dem Fürsten zu Hohenlohe-Wehringen, der Bergwerksgesellschaft G. v. Giesche's Erben, den Grafen Hugo, Lazy, Arthur Henckel von Donnersmarck haben einen befriedigenden Abschluß genommen; es wird ein gemeinschaftliches Verkaufskontor für gewalztes Zink in Berlin eingerichtet. Ein recht erfreuliches Bild gewährt der Verwaltungsbericht der Königin Luisegrube. Diese umfaßt ein reserviertes Feld von rund 1960 ha mit den Flözen Georg, Veronika, Einsiedel, Schuckmann, Heinitz, Reden- und Pochhammer. Die Belegschaft der Grube beträgt weit über 8000 Mann, wovon mehr als 6000 unter, gegen 2000 über Tage beschäftigt werden. Die Kohlenförderung betrug annähernd drei Millionen Tonnen. An Dampfkesseln sind 100 vorhanden, Dampfmaschinen 64. Die Königin Luisegrube besitzt viele Wohlfahrtseinrichtungen, von denen hervorzuheben sind: drei Brausebadeanstalten, drei Kaffeeküchen, zwei Kleinkinderbewahranstalten, Wohnungen für fiskalische Arbeiter in 15 fiskalischen Gebäuden, eine Bergvorschule, eine Arbeiterunterstützungskasse; außerdem zahlt die Grube Beiträge für den Volksbildungsverein und das Volkstheater, für die in den fiskalischen Kolonien wohnenden Arbeiter und Beamten zur Unterhaltung der Schulen. Auf der Königsgrube fand auf Anordnung der Königlichen Berginspektion am 20. und 21. Januar auf dem „Ostfelde“ eine Wettförderung zwischen den Belegschaften der Tag- und Nachtschicht statt, in welcher insgesamt rund 160000 Zentner gefördert wurden. Damit ist der Durchschnitt der angestrebten fördertäglichen Leistung erreicht. Durch Abteufen zweier Schächte wird der Königsgrube ein neues Feld erschlossen. Dieses „Nordfeld“ der Königsgrube liegt rechtsseitig der von Königshütte nach Beuthen führenden Chaussee, etwa in der Mitte zwischen diesen beiden Städten, auf Lagiewniker Terrain. Am Geburtstag des Kaisers waren zwei Jahre verflossen, seitdem der erste Spatenstich zur Abteufung des Schachtes getan wurde. Im Laufe des Februar d. J. wird die erste Förderung von Kohle erwartet; diese wird allerdings zunächst nur für die Schachtanlage verwendet werden können. Der Kohlenmarkt war im Januar kein besonders günstiger. Bekanntlich wirkt auf diesen Markt das Wetter nicht wenig ein, und dieses war im Januar recht unbeständig.

Bei den Alten hieß der Januar Eismonat oder Schneemonat. Schnee hat uns der Januar so gut wie gar nicht gebracht, dagegen viel Eis, so daß Gastwirte und alle, die Eis bedürfen, sich damit reichlich versorgen konnten. Dem Eislauf konnte man fast den ganzen Monat hindurch huldigen. Glücklicherweise hat der Eisport in Oberschlesien anscheinend kein Opfer gefordert, wie das leider anderwärts in geradezu erschreckender Zahl der Fall war. Meist herrschte im Januar trocken-frostiges Wetter,

ab und zu trat wieder ein Wetterumschlag ein; so strömte am 13. Januar ein warmer Regen wieder, welcher den Vorteil mit sich brachte, daß die Flüsse eisfrei und dadurch auch Schiffe und Kähne, die im Eise stecken geblieben waren, frei wurden. Tauender Schnee und Regen verleihen den Straßen der oberschleisischen Städte ein wenig anziehendes Aussehen. Ja wer sich zur schnelleren Wegschaffung des Straßenschlammes und Kehrichts die Anlegung einer Kanalisation leisten kann! Die Stadtverwaltung von Königshütte allerdings hat für die geplante Kanalisation, Abwässerung und Müllverbrennung ein, wie man sagt, vorzügliches Projekt angenommen. Auch Laurahütte-Siemianowitz hat die Kanalisation beschlossen, mit deren Ausführung nach dem Projekt der Firma Koch & Kallmeyer in Halle schon in diesem Frühjahr begonnen werden soll.

Die alte Bergstadt Tarnowitz bleibt nun endgültig Sitz der umfangreichen oberschleisischen Knappschaftsverwaltung; schon seit Jahren hat man vermutet, daß die Direktion der oberschleisischen Knappschaft nach Beuthen oder Kattowitz verlegt werden soll; kürzlich fiel die Entscheidung, daß Tarnowitz als Knappschaftssitz beibehalten werde. Aus diesem Grunde wird eine angemessene Erweiterung des dortigen Verwaltungsgebäudes notwendig. Nicht nur die Kommunen, auch die einzelnen Industrie-Etablissements Oberschlesiens sind in steter Zunahme begriffen. Vor wenigen Wochen wurde auf dem Steinkohlenbergwerk Bielschowitz mit der Kohlenbeförderung begonnen. Die Gräflin von Donnersmarck'sche Steinkohlengrube in Thurzo-Kolonie erhält gegenwärtig einen neuen Förderturm in Eisenkonstruktion, eine Rättereier und ein Beamtenwohnhaus für sechs Familien; zur besseren Verpflegung der Belegschaft wurde eine Kantine eingerichtet. Mit der Kohle dieser Grube werden u. a. die Hüttenwerke in Antonienhütte und Buchholz bei Radzionkau versorgt. Bei Polnisch-Neukirch werden Bohrungen vorgenommen; auf einem am Schnittpunkt der Mielowitzer Dorfstraße und der Ratiborer Chaussee gelegenen Platze ist ein Bohrturm errichtet, der Platz ist auf mehrere Jahre an den Fiskus verpachtet. Bis jetzt hat dort der Bohrer eine Teufe von über 150 Meter erreicht und nur Sandschichten durchbohrt; nach den neuesten Meldungen erwartet man, eisenhaltige Schichten zu durchstoßen. Im Kreise Neisse wird verhältnismäßig viel Braunkohle gewonnen. Bereits vor drei Jahren hat die Handelsgesellschaft C. Kulmiz zu Saarau in Lentzsch bei Bischofswalde im Kreise Neisse ein 12 bis 15 Meter mächtiges Braunkohlenlager aufgedeckt und in Abbau genommen. Nunmehr ist dieser Gesellschaft unter dem Namen „Balthasar“, „Kaspar“ und „Melchior“ vom Oberbergamt das Bergwerkseigentum über drei Grubenfelder in Größe von je

218,9 ha in den Gemeinden Mittel-Neuland, Heidau, Neuez, Steintrübel und Witsche zur Gewinnung von Braunkohle verliehen worden. — Auf dem Gebiete der schlesischen Zuckerindustrie ist im Januar nach monatelangen Verhandlungen eine große Transaktion perfekt geworden, bei der es sich um ein Objekt von rund 15 Millionen Mark handelt; die Zuckerfabrik Koberwitz ist mit den dazu gehörigen 17 Rittergütern — der Güterkomplex umfaßt 5200 ha, darauf wird ausgedehnter Rübenbau betrieben — aus dem Besitz der Firma J. Jacob vom Rath & Co. in den des Hauses Schoeller und Skene, Gen. m. b. H., übergegangen. Die Fabrik, deren Werk mit 1 Million Mark berechnet wird, produzierte in der Kampagne 1902/03 das respectable Quantum von 112000 Zentner Rohzucker. Oberschlesiens Hand- schuhindustrie, die in Ziegenhals zu Hause ist, entwickelt sich sehr gut. Die Ziegenhalser Naht wird jetzt allerwärts als vollwertig anerkannt, sie kann ruhig mit der österreichischen und belgischen Naht in Wettbewerb treten; die staatliche Nahtschule in Ziegenhals wird von 15 bis 18 Lehrlingmädchen bezw. Frauen besucht, die in etwa 12 Wochen ausgebildet werden; aber es sind immer noch zu wenig Näherinnen vorhanden. Fortschritte macht Oberschlesien auch auf dem Gebiete der industriellen Erfindungen. So hat u. a. Walzenkonstrukteur und Betriebschef Rademacher in Friedenshütte ein Universalwerkzeug für die Bearbeitung von Eisen u. s. w. in den Drahtwerkstätten zum Patent angemeldet.

Das Netz der verschiedensten Verkehrsmittel wird in Oberschlesien immer dichter. Am 12. Januar wurde die Eisenbahnstrecke Gleiwitz — Bielschowitz der im Bau begriffenen Hauptbahnstrecke Gleiwitz — Antonienhütte landespolizeilich abgenommen; die Strecke ist vorläufig nur für den Güterverkehr eröffnet. Der Eisenbahnviadukt der Strecke Ziegenhals — Jägerndorf, der am 10. Juli 1903 durch das Hochwasser der Prudnik zerstört worden war, ist wieder hergestellt; am 18. Januar wurde die Strecke dem öffentlichen Verkehr wieder übergeben. Der Betrieb der ober-schlesischen Schmalspurbahn wird voraussichtlich vom Staat übernommen werden; wenigstens hat der Berg- und Hüttenmännische Verein zu Kattowitz an die königliche Staatsregierung das Ersuchen gerichtet, daß nach Ablauf des mit der Firma Pringsheim in Beuthen bestehenden Pachtvertrages der Staat den Betrieb selbst übernehmen möchte, da nicht mehr darauf zu rechnen sei, daß die ober-schlesische Schmalspurbahn an ein von den Montanindustriellen zu gründendes Konsortium pachtweise überlassen werde. Einen außerordentlich regen Verkehr hat der Coseler Oderhafen aufzuweisen. In den beiden Becken dieses Hafens überwintern 160 Kähne, wovon mehrere den Winter über Ladung einnehmen.

Im vergangenen Jahre sind über 7000 Kähne nach Cosel um Ladung gekommen. Trotz der vielen Störungen durch Hochwasser hat der Güterumschlag gegen das Vorjahr erheblich zugenommen: 2 500 000 Zentner Güter wurden zu Schiff nach Cosel gebracht und mit der Bahn meist nach Oberschlesien und Österreich weiter verfrachtet; die Güter, welche per Bahn in Cosel anlangten und in die Schiffe verladen wurden, betragen 27½ Millionen Zentner. Der Gesamtumschlag hat im Jahre 1905 um mehr als drei Millionen Zentner zugenommen.

Die Landwirtschaft befindet sich im Winter naturgemäß in einem gewissen Zustande der Ruhe. Recht rührig waren jedoch die landwirtschaftlichen Vereine, für die gerade jetzt die rechte Zeit ist zur ernstesten theoretischen Arbeit. Erfreulicherweise nimmt die Zahl der landwirtschaftlichen Lokalvereine in allen oberschlesischen Kreisen merklich zu, was für die Hebung der Landwirtschaft im allgemeinen und besonders der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Ganz erheblich ist die Schweine-Einfuhr aus Rußland; während des Monats Januar sind gegen 6800 Stück Schweine in die hierfür bestimmten Schlachthäuser Oberschlesiens aus Rußland eingeführt und geschlachtet worden. Die Landwirtschaftskammer für Schlesien hat den Beschluß gefaßt, bei dem zuständigen Minister das Verbot der Einfuhr russischer Schweine nach dem oberschlesischen Industriebezirk zu beantragen. Zu dieser Angelegenheit nahmen die Vertreter oberschlesischer Städte Stellung und kamen zu einer Konferenz in Beuthen zusammen; dabei waren vertreten: Beuthen, Königshütte, Kattowitz, Myslowitz, Gleiwitz und Zabrze. Die Konferenzteilnehmer waren alle darin einig, daß bei der Knappheit des Fleischmarktes und der Höhe der Preise die gegenwärtig zugelassene Zahl russischer Schweine durchaus unzureichend sei; daher wurde beschlossen, sogar noch Erhöhung des Zufuhrkontingents vom Minister zu erbitten. Die Ausarbeitung der Petition übernahm Oberbürgermeister Dr. Brüning in Beuthen O. S. — Auf dem Gebiete der Forstwirtschaft gibt es in diesem Winter bedeutend mehr zu schaffen, als sonst der Fall zu sein pflegt. In vielen Forsten unserer oberschlesischen Heimat liegen noch ungeheure Mengen von Holz, das infolge des im April v. J. stattgefundenen Schneebruchs vorzeitig zu Falle gekommen ist und nun weggeschafft werden muß. Die Nimrode halten im allgemeinen den Hahn in Ruh; seit dem 18. Januar ist Schonung für Hasen, Auer-, Birk- und Fasanenthennen, sowie für Haselwild und Wachteln eingetreten. Viel zu schießen gab es in manchen Gegenden während dieser Jagdsaison überhaupt nicht, denn die ungeheuren Schneemassen im April v. J. und das Hochwasser im vorigen Sommer haben den Wildstand nicht unerheblich reduziert. Ein seltenes Ereignis aus den

fürstlich Pleß'schen Forsten hat gewiß jeden Weidmann interessiert. Bekanntlich hält der Fürst von Pleß in seinem Tiergarten auch durchschnittlich 25 Auerochsen. Eins dieser mächtigen Tiere hat die Direktion des zoologischen Gartens in Frankfurt a. M. von der Pleßer Forstverwaltung für 4000 Mark erworben. Ende Januar wurde das Prachteremplar, welches das stattliche Gewicht von 1250 kg oder 25 Zentnern aufzuweisen hat, mit der Eisenbahn nach Frankfurt a. M. geschafft. Ein solch gewaltiges Wistentier einzufangen und wegzutransportieren, bereitet entschieden keine geringe Mühe.

In kultureller Beziehung entfaltet sich Oberschlesien mehr und mehr, auch Kunst und Wissenschaft finden hier ihre Pflege, und zwar in höherem Maße, als von vielen geahnt wird. Die größeren Städte besitzen der Neuzeit entsprechende Theatergebäude, in denen nach dem Grundsatz „sum cuique“ in reicher Abwechslung etwas geboten wird. In Oppeln wurde am 1. Januar das neue Stadttheater mit einer Festvorstellung in Gegenwart der Spitzen der Behörden und einer großen Gesellschaft eröffnet; u. a. waren erschienen Regierungspräsident Holz, Oberst Kruske, Oberpostdirektor Hüttenheim, Landrat Lücke, Gymnasialdirektor May, Oberbürgermeister Pagels, Bürgermeister Rütgens, Stadtverordnetenvorsteher Justizrat Vogt; die dortige Regimentskapelle konzertierte, Fräulein Gärtner sprach einen Prolog (verfaßt von Karl Biberfeld), der die deutsche Arbeit und deutschen Fleiß feierte und den Wunsch zum Ausdruck brachte, daß der neue Musentempel im Dienste der Kunst helfen möge, die jetzt entzweiten Brüder Oberschlesiens zu versöhnen. Dann gelangte das Lustspiel „Im bunten Rock“ von Fr. v. Schönthan und Frhr. v. Schlicht zur Darstellung. Das Oppelner neue Stadttheater wurde im Laufe des Monats auch von dem dortigen Eisenbahnverein zu einer Festlichkeit benutzt, wobei von der Theaterdirektor Ricklinger'schen Gesellschaft das Lustspiel „Der Kompagnon“ von Adolf L'Arronge aufgeführt wurde. Großen Zuspruchs hat sich das „Neue Stadttheater“ in Beuthen zu erfreuen. Dort ging der stets gern gesehene „Bettelstudent“ über die Bretter, ferner „Alt-Heidelberg“ zum 25. Male, der unverwüßliche „Zigeunerbaron“, die bekannte Gesangsposse „Berliner Fahrten“, die der Regisseur Franz Arnold mit aktuellen Einlagen versah und auf die Verhältnisse in Beuthen umarbeitete, so daß sich die „Berliner Fahrten“ in echtem Beuthener Lokalkolorit unter dem Titel „Beuthener Fahrten“ präsentierten. Weiter gingen in Beuthen in Scene: die muntere und melodiose Operette „Bruder Straubinger“, „Die Fledermaus“, die man als Königin der Operetten bezeichnet, „Der schöne Rigo“, ja sogar Gerhard Hauptmanns jüngstes Schauspiel „Rose Bernd“, das einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer

schaft machte, Lehars Operette „Der Rastelbinder“, Shakespeares große Dichtung „König Richard der Dritte“, Ibsens „Frau vom Meer“, worin als „Ellida“ die bekannte Schauspielerin Alwine Wiscke, die von den Berliner Kritikern als die derzeit bedeutendste Darstellerin dieser Rolle bezeichnet wird, auftrat. Einen nicht minder guten Ruf und großen Zuspruch hat das Stadttheater in Ratibor; dort gelangte das Schönthan'sche Lustspiel „Raub der Sabinerinnen“ zur Aufführung, ferner das unverwüsthche Moser'sche Lustspiel „Krieg im Frieden“, „Wilhelm Tell“ von Fr. v. Schiller, die große Gesangsposse „der Postillon von Oderberg“ von Jacobson und Lindener, das Ibsen'sche Schauspiel „Die Wildente“ und Suldas „Verbotenes Paradies“. An Kaisers Geburtstag fand im Ratiborer Theater eine Extravorstellung statt, dabei ging das Lustspiel „Hofgunst“ von Thilo von Trotha in Scene. Und was ist nicht alles in den Theatern anderer Ortschaften, besonders auch durch Dilettanten während des Januars zur Darstellung gekommen! Die Dilettanten konnten sich so recht entfalten; Vereinsfeste, Kaisers Geburtstag und andere feierliche Anlässe gaben so manchem Oberschlesier und mancher lieben Oberschlesierin Gelegenheit, das ganze Können auf der Bühne einzusetzen. Auch die Musik findet in Oberschlesien eine breite Pflegestätte. Man musiziert öffentlich und im Hause in recht ausgiebigem Maße. Die öffentlichen Konzerte finden allseitigen Anklang; der Professor Meister'sche Verein, größere Singakademien und Männergesangsvereine bieten außerordentlich schöne musikalische Genüsse; bei größeren Konzerten wirken auswärtige berühmte Künstler oder Künstlerinnen, sowie Militär- oder Civil-Musikkapellen mit. Ein höchst interessantes Konzert wurde Mitte Januar vom Musikverein Glewitz (Leiter Kienbaum) veranstaltet. In diesem Konzert kamen nur Kompositionen von Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809—1847) zur Aufführung. 40 Damen und 20 Herren bildeten den Chor, dessen Vorträge fleißiges Studium und gewissenhafte Anleitung bewiesen. Auch trat Frau Fanchette Verhunk, die Prima-Donna des Breslauer Stadttheaters, auf und sang mit ihrem entzückenden, glockenreinen Sopran mehrere Lieder. Als Violinistin trat Fräulein Margarete Ernst auf, eine junge Künstlerin von großem Talent, welche das Konzert von Mendelssohn meisterhaft spielte. Das ganze Konzert wirkte keineswegs ermüdend, es hatte vielmehr etwas Bestechendes. In Beuthen gab am 28. Januar im großen Saale des Konzerthauses der berühmte Geiger Bronislaw Huberman, der bei seinem Auftreten in Breslau und Kattowitz beispiellose Erfolge zu verzeichnen hatte, ein gutes Konzert.

Eine schöne Tätigkeit entfalten die vielen Bildungsvereine, Volksunterhaltungen, Elternabende u. a. Diese Veranstaltungen sind ein nicht zu unterschätzendes Mittel, eine Verbindung zwischen Schule und Haus

herzustellen. Diese Bestrebungen sind daher mit Freuden zu begrüßen; denn Elternhaus und Schule müssen zusammenhalten, wenn die Erziehung gedeihen soll. Die Volksunterhaltungsabende finden in allen Kreisen der Bevölkerung fruchtbaren Boden. Da, wo die Unterhaltungen von der Schule ausgehen, tragen die Kinder schöne Lieder und Dichtungen vor und führen Kinderspiele auf. Die Kinderspiele sind reizend und verfehlen nicht ihren guten Eindruck auf die Erwachsenen und Kleinen. In Trofenberg bei Tarnowitz gelangten lebende Bilder zur Darstellung, in Lubom bei Ratibor die Spiele „St. Nikolaus“ und das Hützelmännchen, in Łazisk, Kreis Rybnik, „Der Kaiser in Oberschlesien“ und „Sedan“, in Kuchelna das Weihnachtsspiel „Die heiligen drei Könige“ u. s. w. An dem in Churzokolonie, Kreis Kattowitz, am 25. Januar stattgefundenen und vom Rektor Materlik geleiteten Elternabend nahm auch der als echter ober-schlesischer Volksmann bekannte Kommerzienrat Kollmann nebst Gemahlin aus dem benachbarten Bismarckhütte teil. Musikverständige bieten an den Elternabenden Gesangsvorträge oder instrumentale Musik. Auch werden lehrreiche, leicht verständliche Vorträge gehalten. Nach Entlassung der Schuljugend bleibt in der Regel noch ein großer Teil der Erwachsenen beisammen, die in vorteilhafter Weise unterhalten werden. Der von der über 400 Mitglieder zählenden Ortsgruppe Jabrze des Deutschen Ostmarkenvereins veranstaltete Volksunterhaltungsabend hatte 1000 Besucher aufzuweisen. Der Vorsitzende, Gymnasialoberlehrer Kleinwächter, hielt eine anregende Ansprache. Der Gesangsverein Dorotheendorf trug wirkungsvoll Gesänge vor. Auch in Kandrzin nimmt das Interesse für die dortige Ortsgruppe des Ostmarkenvereins zu. Bei einer am 9. Januar abgehaltenen, rege besuchten Versammlung sprach Oberlehrer Dr. Machula aus Ratibor über „Reuters Leben“, wobei er besonders die Bestrebungen zur Einigung Deutschlands hervorhob. Der Kandrziner Musikverein sorgte für Unterhaltung in musikalischer Hinsicht. Am 23. Januar feierte die Ratiborer Ortsgruppe des Alldeutschen Verbandes den Reichsgeburtstag (18. Januar) durch einen Kommers im Schloßrestaurant und hatte dazu mehrere von den Ortsvereinen geladen, so die Zweigvereine der deutschen Kolonialgesellschaft, des Ostmarkenvereins, des deutschen Sprachvereins u. a. Der Vorsitzende, Regierungsrat Schöhl, hielt die Begrüßungsansprache, Amtsrichter Rahner die Festrede. Die vom Bergschuldirektor Schwidtal geleitete Ortsgruppe Tarnowitz des Deutschen Ostmarkenvereins versammelte sich am 21. Januar sehr zahlreich und hörte mit großem Interesse den mit Lichtbildern unterstützten Vortrag des Hofpredigers Neander aus Hannover über „Bismarck“; zwischen den Pausen sangen die Bergschüler passende Lieder. Eine „Herder-Gedächtnis

feier“ veranstaltete der Zweigverein Ratibor des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Die Feier war ursprünglich für den 18. Dezember v. J., den 100. Jahrestag des Todes Herders, geplant; aber sie mußte auf den 17. Januar verlegt werden. Oberlehrer Reinitz, der Vereinsvorsitzende, schilderte den Lebensgang des Dichters, besprach seine Dichtungsarten und las die bemerkenswertesten Stellen vor. Das 13 jährige Bestehen feierte am 16. Januar der Männergesangverein „Liedertafel“ in Beuthen durch ein Instrumental- und Vokalkonzert und durch einen Ball. Sein 1. Stiftungsfest beging der Gesangverein „Liedertafel“ in Königshuld durch Gesangs- u. s. w. Vorträge.

Das Volksschulwesen in Oberschlesien nimmt immer mehr zu, neue Schulhäuser werden errichtet, und die Zahl der Klassen muß vermehrt werden. Gegenwärtig baut Königshütte ein neues 25 klassiges Volksschulgebäude. In Niedobschütz im Kreise Rybnik wurde das neue Schulhaus, das sechs Klassen enthält, am 11. Januar feierlich eingeweiht und bezogen. Pfarrer Dr. Brudniok nahm die Weihe vor, Kreisschulinspektor Dr. Rzesnitsek hielt die Festrede; an die Weihe schloß sich ein gemeinsames Festessen, auch die Kinder wurden bewirtet. Zur Behebung des Lehrermangels sollen in Oberschlesien zum 1. April d. J. acht Präparandenkurse errichtet werden, sieben katholische und ein evangelischer; die meisten dieser Kurse kommen in das Zentrum des oberschlesischen Industriebezirks, nach Kattowitz, Myslowitz, Beuthen, Königshütte u. s. w.; Pless erhält zwei Kurse, den evangelischen und einen katholischen. Ein solcher Kursus faßt 24 bis 50 Jöglinge, die nach erfolgreicher dreijähriger Ausbildung in den verschiedenen schon vorhandenen Lehrerseminaren Aufnahme finden werden; hier dauert die Ausbildung gleichfalls drei Jahre. Nach sechs Jahren also wird voraussichtlich der Mangel an Lehrern nicht mehr so empfindlich sein wie gegenwärtig. Zur Förderung des Fortbildungsschulwesens berief Erster Bürgermeister Stolle in Königshütte die Lehrer der gewerblichen Fortbildungsschulen zu einer Beratung zusammen, Rektor Hoffmann I, der Leiter der Königshütter gewerblichen Fortbildungsschulen erstattete Bericht über die Wahrnehmungen, die er beim Besuch der verschiedenen Fortbildungsschulen Westdeutschlands gemacht hatte. Den Schülern der ländlichen Fortbildungsschulen des Kreises Tarnowitz verschaffte Landrat von Schwerin einen seltenen geistigen Genuß. Als der Tarnowitzer Jugendfürsorgeverein am 16. Januar zwei Jugendvorstellungen veranstaltete, eine des Nachmittags, die andere des Abends, besuchten auf Veranlassung des Herrn von Schwerin die erwähnten Schüler unter Führung ihrer Lehrer die Vorstellung; das in Tarnowitz gastierende Süßenguth'sche Theaterensemble gab am Nachmittage „Das eiserne Kreuz“, Lebensbild in einem Aufzuge von

Ernst Wichert, und „Kurmärker und Pikarde“; zur Abendaufführung kam das Volksstück „Mein Leopold“ von L'Arronge zur Darstellung. Landrat von Schwerin wirkt in seinem Kreise auf fast alle sozialen Fragen außerordentlich fördernd ein; so hat er für den Kreis Tarnowitz eine Wanderbibliothek, die aus 28 Abteilungen besteht, ins Leben gerufen; die größeren Ortschaften erhalten bis 100, die kleineren bis 50 Bücher zugewiesen. Der Kreis Tarnowitz ist der einzige Kreis Oberschlesiens, der eine derartig vollständig eingerichtete Wanderbibliothek besitzt. In Grottkau ist eine Fürsorgeerziehungsanstalt für schulpflichtige Knaben errichtet worden; zur Beforgung der Koch- und Waschküche nebst Zubehör werden auch noch 40 schulentlassene weibliche Fürsorgezöglinge aufgenommen. Die Anstalt hat ein Pförtnerhaus, ein Lehrerwohnhaus mit vier Wohnungen, das Verwaltungsgebäude, welches im Erdgeschoß die Verwaltungsräume und im Obergeschoß die Wohnung für den Direktor enthält, ferner ein Gebäude mit vier Schulzimmern, eine Koch- und Waschküche, eine Turnhalle, das Wohn- und Schlafhaus für die weiblichen Zöglinge nebst zwei Krankenzimmern, zwei Knabenhäuser für je 40 Zöglinge; geplant ist noch der Aufbau eines großen Wirtschaftsgebäudes und einer Scheune. Der gesamte Komplex macht einen ganz hübschen Eindruck. Ein neues öffentliches Gebäude hat auch die Stadt Pleß erhalten; es ist das mit einem Kostenaufwande von 550000 Mark hergestellte Amtsgerichts- und Gefängnisgebäude. Der stattliche Bau steht gegenüber der Ecke der Schul- und Fürstenstraße und fügt sich an dieser Stelle in das Bild von „Neu Pleß“ außerordentlich günstig ein. Dem ganzen Bau ist ein sehr gefälliges Äußere gegeben, er gehört entschieden zu den schönsten und gelungensten seiner Art. Anlässlich des Einzuges in das neue Gerichtsgebäude fand am 2. Januar im Sitzungssaale des Neubaus eine Feier statt, an der außer sämtlichen Richtern, Rechtsanwälten und Beamten des Pleßer Gerichts noch teilnahmen: der Fürst von Pleß, vom Landgericht Gleiwitz der Präsident Nentwig, die Landgerichtsdirektoren Dr. Hagedorn, Bayer und Reuter, Erster Staatsanwalt Meyer, aus Pleß Landrat von Heyking und viele Vertreter der Pleßer Behörden und Gesellschaftskreise; der aufsichtsführende Richter, Amtsgerichtsrat Heinrich, hielt die Festrede. — Das Landgericht Beuthen hat in seinem neuen Präsidenten Westphal einen Mann bekommen, der mit den obereschlesischen Verhältnissen vertraut ist. In den Kreisen der obereschlesischen Justiz hat der Tod eine schmerzliche Lücke gerissen; am 16. Januar starb Erster Staatsanwalt Dr. Tschirch beim Landgericht in Ratibor; sein Hinscheiden hat die weitesten Kreise mit Trauer erfüllt.

In der Gesellschaft Oberschlesiens hat sich etwas Außergewöhnliches nicht ereignet. Ein großer Teil der Magnaten hat sich wie

alljährlich nach Berlin begeben, um dort an den Hof- und sonstigen Festlichkeiten teilzunehmen. Am 14. Januar fand im Rittersaal des Königlichen Schlosses zu Berlin mit dem gewohnten Glanze und aller Prachtentfaltung die Investitur des Prinzen der Niederlande, Herzogs Heinrich von Mecklenburg, des Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern und des Wirklichen Geheimen Rats Georg von Köller durch den Kaiser als Souverain und Oberhaupt statt. Bei dem Kapitel des Ordens vom Schwarzen Adler ging unter den fürstlichen Rittern zuerst der Fürst von Plesz als höchster Ordensbeamter; er kam als Ordenskanzler mit dem Siegel des Ordens und einer goldgestickten Tasche. Übrigens hat der Fürst von Plesz bei der am 27. Januar eröffneten deutschen Geweihausstellung in Berlin wiederum den Kaiserpreis erhalten. Einen hohen Orden erhielt die Prinzessin von Ratibor und Corvey, Gemahlin des Kaiserlichen Gesandten in Athen, Legationsrats Prinzen von Ratibor und Corvey; der Sultan verlieh ihr den Großherrlich Türkischen Chefakatororden I. Klasse, die Erlaubnis zur Anlegung dieses Ordens ist ihr bereits erteilt worden. Der Charakter als Steuerrat wurde dem Oberzollinspektor von Kathen in Neustadt verliehen, der Charakter als Steuerinspektor den Katasterkontrollleuren Wolff in Rosenberg und Hoffmann in Königshütte. Schulrat Hauer in Ratibor, ein hochverdienter Pädagoge Oberschlesiens, trat am 1. Januar in den Ruhestand, Seminarlehrer Stephansblome in Peiskretscham wurde zum Kreis Schulinspektor des Schulinspektionsbezirks Lublinitz ernannt. Der Altmeister der Bienenzucht Dr. Dzierzon vollendete am 16. Januar sein 95. Lebensjahr in dem einfachen kleinen Wohnhäuschen zu Lobkowitz im Kreise Kreuzburg, wo er am 16. Januar 1811 geboren wurde. Die Regierungsbezirkshauptstadt Oppeln hat zu ihrem neuen Oberhaupt den dortigen Amtsrichter Dr. Neugebauer, eine junge Kraft gewählt; Dr. Neugebauer wurde 1895 zum Assessor ernannt. Auch Neustadt wählte einen neuen Ersten Bürgermeister und zwar in der Person des bisherigen Zweiten Bürgermeisters Mehner.

Chronik.

1. **Januar 1904.** Unter Beteiligung der Spitzen der Behörden wird in Oppeln das neue Stadttheater feierlich eröffnet.
 2. **Januar.** Das neuerbaute Amtsgericht in Pleß wird bezogen.
 3. **Januar.** Geh. Sanitätsrat Dr. Paul Glazel, früherer Knappschaftsarzt, Chefarzt des Lazarets zu Bentzen, einer der Mitbegründer und fleißigsten Mitarbeiter des Oberschlesischen Knappschaftsvereins im Alter von 70 Jahren in Charlottenburg gestorben.
 4. **Januar.** Die Stadtverordneten in Jülz nehmen eine Magistratsvorlage betr. die Errichtung einer städtischen Sparkasse an.
 7. **Januar.** Amtsrichter Dr. Neugebauer wird zum ersten Bürgermeister von Oppeln gewählt.
 12. **Januar.** Landespolizeiliche Abnahme der Eisenbahnstrecke Gleiwitz—Bielschowitz der im Bau begriffenen Hauptbahnstrecke Gleiwitz—Antonienhütte. Vorläufig wird die Strecke nur für den Güterverkehr eröffnet.
 27. **Januar.** Der Erste Schlesische Nutzgeflügelzuchtverein für Falkenberg und Umgegend „Silesia“ hat von der Landwirtschaftskammer eine Einrichtungsbeihilfe von 120 Mark und außerdem vom Generalverein schlesischer Geflügelzüchter 60 Mark zum Ankauf von Zuchstämmen erhalten. Seitens des Vereins ist beschlossen worden, in Falkenberg eine größere Zuchtstation zu gründen und nur Meckelner Kuckucksperber zu züchten.
- Zur Gründung einer einheitlichen Knappschaftskasse für ober-schlesische Hüttenarbeiter haben die Arbeiter der Schoppinitzer Paulshütte die Entsendung einer Petition an den Reichstag beschlossen.
31. **Januar.** In der in Ratibor abgehaltenen Generalversammlung des Oberschlesischen Kunst- und Handelsgärtner-Vereins wurde die Veranstaltung einer Pflanzenbörse beschlossen; dieselbe soll, wie der Saatenmarkt des landwirtschaftlichen Vereins im Frühjahr und Herbst abgehalten werden und den Vereinsmitgliedern Gelegenheit geben, Sortimente verkäuflicher Pflanzen auszustellen und den eigenen Bedarf durch Kauf oder im Austausch zu decken. („Schles. Zeit.“)

Redaktion Dr. E. Zivier, Pleß O.-S.

Druck und Verlag von Gebrüder Böhm, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.-S.